Capitain Canot

oder

Zwanzig Jahre aus dem Leben

eines

afrikanischen Sclavenhändlers

von

Brantz Mayer.

Aus dem Englischen

von

W. E. Drugulin.

Erster Band.

Leipzig, 1855.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

An N. P. Willis in Idlewild.

Mein lieber Willis!

Da ich diesem Buche Ihren Namen zum Zeichen unsrer langen, ununterbrochnen Freundschaft vorsetze, so werden Sie mir gewiß erlauben, zu sagen, nicht allein wie, sondern warum ich dasselbe geschrieben habe.

Vor ungefähr einem Jahre wurde ich durch Dr. James Hall dem berühmten Begründer und ersten Gouverneur unsrer Colonie auf Cap Palmas vorgestellt. Dr. Hall war, während er sich mit seiner hohen Aufgabe in Afrika beschäftigte, zufällig mit dem Capitain Canot zur Zeit seines Aufenthaltes auf dem Cap Mount bekannt und durch die Berichte aller derjenigen, die ihn kannten, sehr zu seinen Gunsten eingenommen worden. Dr. Hall's

Beobachtungen gewährten ihm die Ueberzeugung, daß Canot — von seiner Laufbahn als Sclavenhändler abgesehen — ein Mann von unbezweifelter Redlichkeit sei. Der Eifer, mit welchem er nach seinem Unglück die erste Gelegenheit ergriff, um seinen Glücksumständen durch ehrliche Thätigkeit wieder aufzuhelfen, berechtigte ihn außerdem zu vertrauensvoller Achtung. Im Verlauf ihrer Bekanntschaft erfuhr mein Freund nach und nach von dem Abenteurer die Geschichte seines bewegten Lebens, und die Vorfälle erschienen ihm so merkwürdig, und die Schilderung des Charakters der Afrikaner so wahr, daß er dem Capitain den Rath gab, eine ausführliche Erzählung niederzuschreiben, welche ich zur Veröffentlichung ausarbeiten sollte.

Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, warum ich diese Aufgabe übernommen habe, aber zuvor lassen Sie mich Ihnen versichern, daß ich, so unterhaltend die Erzählung auch für einen weiten Leserkreis hätte sein mögen, keine Zeile zur bloßen Befriedigung verwerflicher Neugierde geschrieben haben würde. Meine Unterhaltungen mit Canot überzeugten mich, daß seine Enthüllungen in viel höherem Grade aufrichtig seien, als die jedes anderen, der bis jetzt seine Verbindung mit dem Sclavenhandel erzählt hat. Ich glaubte, daß das Zeugniß eines Mannes, der zwanzig Jahre lang die Hauptrolle in einem solchen Drama gespielt hat, von

Werth für die menschliche Gesellschaft sei, die ihre Meinung nicht allein über ein großes politisches und sociales Problem, sondern auch über den Charakter der Race selbst festzustellen in Begriff steht. Ich glaubte, daß ein treues Bild des wirklichen, vom Fortschritte noch unberührten — vom Wiederschein der Civilisation noch nicht erhellten — von der, durch Blut und Tradition vom Anfang an auf unsere Zeiten überkommenen und in ihre Vorurtheile, wie die egyptischen Leichen, einbalsamirten Barbarei erfüllten, Afrika's für Philantropen, welche glauben, daß kein Volk der Belehrung unerreichbar ist, von unberechenbarer Wichtigkeit sein müsse.

Das fertige Werk steht vor mir, wie ein bewegliches Panorama, dessen Schauplatz und Hintergrund der Ocean und die Tropengegenden bilden und dessen Hauptperson die Schlauheit eines Fouché mit der Gewandtheit eines Gil Blas verbindet. Ich habe mich bemüht, seine Geschichte so einfach als möglich wiederzugeben, indem ich nicht durch Beschreibungen, sondern durch Ereignisse ein buntes Leben sich entwickeln ließ, welches fortwährend mit abenteuerlichen Männern von beiden Farben in Verbindung stand. Ich habe es nicht gewagt zu verbergen, was der Held des Stückes selbst nicht verhehlen wollte, indem er seinen ganzen Lebenslauf offen darlegte und mir Erlaubniß gab, die Begebenheiten zu benutzen. Außer den Charakterzeich-

nungen, welche uns den eingeborenen Neger in Afrika vorführen, liegt eine tiefe Moral in dem resultatlosen Leben, welches den Abenteurer nach allen seinen Mühseligkeiten, Gefahren und Erfolgen in der Blüthe des Mannesalters zu einem gestrandeten Wrack macht. Die Hälfte seiner natürlichen Fähigkeiten würde dem Capitain, wenn er sie ernstlich im gesetzmäßigen Handel verwendet hätte, Wohlhabenheit und Unabhängigkeit verschafft haben. Eben so wenig Verlockendes liegt in der sonderbaren Entäußerung des Glückes der Civilisation, welche für das Leben eines Sclavenhändlers nothwendig ist. Es wird vielleicht nicht überraschen, daß ein so thierischer Mensch wie da Souza, dessen Portrait diese Blätter geben, in den Wollüsten von Dahomey geschwelgt, aber wir müssen uns über die ausdauernde Geduld wundern, welche einen höher stehenden Mann, wie Don Pedro Blanco, funfzehn ganze Jahre lang an seine pestilenzialische Eremitage fesseln konnte, bis der habgierige Einsiedler die Sümpfe von Gallinas goldbeladen verließ. Ich glaube nicht, daß diese Geschichte zum Sclavenhandel verführen oder bilden wird.

Die Aufrichtigkeit der Enthüllungen Canot's wird vielleicht die zurückhaltenderen und schüchterneren Classen der Gesellschaft in Verwunderung setzen, aber ich bin der Meinung, daß die Berichte über seine Besuche bei den Mandingos und Fullahs und

besonders seine Erzählungen von den Kriegen, Gaukeleien, Grausamkeiten, dem Aberglauben und den Verbrechen, durch welche der sechste Theil der Bewohner Afrika's, die übrigen fünf Sechstel in der Sclaverei erhält, einen ethnographischen Werth haben.

Beim Lesen dieser charakteristischen Anekdoten wird man sich fragen, wie ein solches Volk beim Vordringen der Civilisation erreicht und behandelt werden solle? Wird der Muhamedanismus des Nordens, der nach Süden vordringt, und sich unter den Bewohnern Centralafrika's verbreitet, so daß er einigermaßen ihre Barbarei vermindert, die rohen Stämme darauf vorbereiten, eine Bildung und einen Glauben anzunehmen, die eben so wahr wie göttlich sind? Wird der von uns colonisirte Baum von der Küste aus nach dem Inneren zu seine Wurzeln verbreiten, und wie Adern verjüngenden Blutes neues Leben in das Herz der Mumie ausgießen? Giebt es eine Hoffnung für eine Nation, die sich in dreitausend Jahren kaum im Schlafe umgewendet hat? Man kann die nämlichen Bilder der Race, Dienstbarkeit, Beschäftigung und des Charakters, welche jetzt in Afrika vorhanden sind, auf den, vor vierzig Jahrhunderten errichteten egyptischen Monumenten finden, während ein Virgil zugeschriebenes, lateinisches Gedicht eine dienende Negerin beschreibt, die unwidersprechlich für eine

Sclavin auf einer unsrer Pflanzungen im Süden gelten könnte.

Man wird aus diesen Andeutungen ersehen, daß unser Werk mit der Sclaverei als nordamerikanische Institution nur in sofern etwas zu thun hat, als dieselbe eine Folge des beschriebenen Systems ist, aber in demselben Verhältnisse, wie die Einzelnheiten einem angeborenen oder erworbenen niedrigeren Zustand der Negerrace in ihrem eigenen Lande beweisen, müssen sie auch zu jedem großmüthigen Herzen für das unglückliche Land sprechen.

Es ist in neuerer Zeit Mode geworden, zu behaupten, daß die Vorsehung einen Durchgang durch die Sclaverei gestatte, damit der befreite Neger seiner Zeit zurückkehre, und mit ausländischer Bildung versehen, der Vorkämpfer der afrikanischen Civilisation werden könne. Man versucht es, uns mit diesen guten Folgen des Bösen auszusöhnen, und weiteren Nachforschungen durch die Unerforschlichkeit der Wege des Herrn Halt zu gebieten. Aber man darf sich nicht von solchem Mißbrauch der Religion täuschen lassen, denn es giebt in den Wegen des Herrn nichts, was weniger unerforschlich wäre, als sein Rechtsgesetz. Dieses Gesetz unterliegt in dieser Welt keiner Abänderung. Es schreitet mit der unwiderstehlichen Gewißheit der organisirten Natur vorwärts, und überläßt selbst die Gnade dem Richterstuhle des Jenseits, während es den Menschen

frei macht, damit seine Verantwortlichkeit unzweifelhaft sei. Ein solches System des göttlichen Gesetzes kann niemals den afrikanischen Sclavenhandel entschuldigen, und es ist auch in der That die Grundlage derjenigen menschlichen Gesetzgebung, welche den Sclavenhändler für einen Piraten erklärt und ihm die Strafe des Verbrechers zuerkennt.

Aus diesem Grunde sollte man Pläne, wie die, vor nicht langer Zeit in England vorgeschlagnen, und von der brittischen Regierung genehmigten, zur Ermunterung freiwilliger Auswanderung aus Afrika, unter der Aufsicht von Unternehmern zurückweisen. Der Plan wurde von den Colonialautoritäten mit Furcht angesehen, und Präsident Roberts erließ sofort eine Proclamation, um die Eingebornen zu warnen. Ich glaube, es wird Niemand dieses Buch lesen, ohne die Ueberzeugung zu erlangen, daß der Gedanke freiwilliger Verbannung aus dem Vaterlande, vor dem Geiste des Afrikaners, noch nicht aufgetaucht ist, und daß folglicherweise das aus lobenswerther Menschenliebe Begonnene, aller Wahrscheinlichkeit nach, mit practischer Knechtschaft endigen würde.

Verkehr, Handel und Colonisation in langsamer, aber beharrlicher Zunahme, sind die uns zu dem edlen Zwecke der Civilisation anvertrauten Mittel. Diejenigen, welche mit der farbigen Race in unsrem Lande practisch bekannt sind, glauben schon längst,

daß stufenweise Colonisation das einzige Hülfsmittel sowohl für Afrika, als auch für Amerika sei. Der Widerwille der freien Neger gegen das Verlassen unsres Gebiets, hat Langsamkeit in die Bewegung gebracht, und so ist die afrikanische Bevölkerung tropfenweise und nicht in Wogen zurückgeworfen worden. Jeder, der mit dem Zustande unsrer Colonieen vertraut ist, weiß, wie wohlthätig dieser langsame Zuwachs gewesen ist. Er hat ihnen viele ihrer unternehmendsten, wohlhabendsten und unabhängigsten Bewohner zugeführt. Er hat einen gesellschaftlichen Kern aus den besten Klassen der amerikanischen Farbigen gebildet. Er hat, wie das Wachsthum des menschlichen Körpers, dem Ganzen Zeit gegeben, an innerer Festigkeit zu reifen. Er hat den Einwanderern gestattet, sich an das Klima zu gewöhnen, die Gewohnheit des Regierens sowohl in Staaten, wie auch in Familien zu erlernen, das Benehmen freier Männer zu erlangen, ihre Nachäffung der Weißen, unter denen sie gelebt hatten, aufzugeben, und so stufenweise ein gesellschaftliches und politisches System zu befestigen, das sich zu einer unabhängigen und dauernden Nationalität ausbilden kann. Anstatt daher die Langsamkeit zu beklagen, womit die Kolonieen auf ihren kräftigen Standpunkt gekommen sind, sollte man es als ein Glück betrachten, daß die Bösen nicht in hellen Haufen mit den Guten hinausgezogen sind und die Be-

wegungen Besserer behindert haben, die der Aufgabe des Sichselbstüberlassenseins noch nicht gewachsen waren.

Die Menschen haben es oft viel zu eilig, Gutes zu thun, und beeinträchtigen durch übertriebenen Eifer, das, was die Geduld zu Stande bringen würde. „Deus quies quia aeternus," (Gott ist die Ruhe, weil er ewig ist), sagt St. Augustin. Die Cypresse wächst tausend Jahre lang, und dennoch berühren ihre Zweige die Wolken nicht, außer auf Berggipfeln. Soll die Wiedergeburt eines Welttheiles schneller vor sich gehen, als sein Reifwerden? Das würde ein Wunder sein — und kein Fortschritt.

Nehmen Sie, mein lieber Willis, diese Gabe als ein Zeichen der aufrichtigen Hochachtung an, welche während einer Bekanntschaft von einem Vierteljahrhundert in ihrem freundschaftlichen Vertrauen nie schwankend geworden ist.

Baltimore, 1. Juli 1854.

Aufrichtig der Ihre

Brantz Mayer.

Erstes Kapitel.

Während Buonaparte mit der Eroberung Italiens beschäftigt war, hielt es mein wackrer Vater, Louis Canot, Hauptmann und Zahlmeister in der französischen Armee, für geeignet, sein Glück bei dem schönen Geschlecht dieses reizenden Landes zu versuchen, und gewann Herz und Hand einer blühenden Piemonteserin, der ich meine Geburt in der Hauptstadt von Toscana verdanke.

Mein Vater war dem Kaiser ebenso treu, wie dem ersten Consul. Er folgte seinem Fürsten im Unglück wie im Glücke, und wankte nicht in seiner Treue, bis der Tod auf dem Schlachtfelde von Waterloo seine Laufbahn schloß.

Soldatenfrauen sind selten reich, und meine Mutter machte keine Ausnahme von der Regel. Er hinterließ sie in sehr bescheidenen Verhältnissen mit sechs Kindern, die Unterhalt von ihr verlangten, aber die

Wittwe eines alten Soldaten, die mit ihrem Gatten die Leiden gar manches langen und mühseligen Marsches getheilt hatte, wurde weder durch das Unglück entmuthigt, noch war sie in Verlegenheit um sparsame Hülfsmittel zur Erziehung der jüngeren Mitglieder ihrer Familie. Ich blieb demzufolge in der Schule, und studierte Geographie, Rechnen, Geschichte und Sprachen, bis ich ziemlich zwölf Jahr alt war, wo man es an der Zeit hielt, daß ich einen Beruf wählen sollte. Ich hatte in der Schule und in meinen Musestunden Reisebeschreibungen und historische Erzählungen voll interessanter Begebenheiten stets eifrig verschlungen, so daß sich niemand wunderte, als ich meine Neigung zum Seemannsleben zu erkennen gab. Mein Entschluß fand sogar Beifall, da zwei Brüder meiner Mutter unter der Regierung Mürat's auf der neapolitanischen Flotte gedient hatten. Es wurden sofort die gehörigen Erkundigungen in Livorno eingezogen, und nach ein paar Wochen fand ich mich hübsch gekleidet und mit reichlicher Ausstattung auf dem Molo dieser schönen Hafenstadt und bereit, mich als Lehrling auf dem amerikanischen Schiffe Galatea von Boston einzuschiffen.

Im Jahre **1819** begrüßte ich zum ersten Male das Element, auf welchem ich einen so großen Theil meines Lebens zuzubringen bestimmt war. Man kann sich leicht die Unannehmlichkeiten denken, denen mich diese Reise aussetzte. Im Innern von Italien geboren

und aufgewachsen, hatte ich nur die romanhaftesten Begriffe von der See. Meine Ansichten waren nach dem Leben von Männern gebildet worden, die höheren Rang bekleideten und in interessanteren Umständen lebten. Mein Leben mußte nothwendigerweise sehr beschwerlich sein, und zur Erhöhung meines Mißgeschicks besaß ich weder einen Gefährten, noch eine Sprache, um meinem Kummer Luft zu machen, und das Mitgefühl in Anspruch zu nehmen. Ich diente die ersten drei Monate hindurch jedem Spaßvogel auf dem Schiffe zur Zielscheibe, ich war der Sündenbock bei jeder Gelegenheit, und für die Fehler oder Nachlässigkeiten eines jeden. Da ich in der Cajüte lebte, so stellte man jeden Teller, jedes Glas und jedes Geräth, das bei einem Sturme über Bord fiel, auf Rechnung meiner Unachtsamkeit, kurz, außer einem fetten, tölpischen Negerkoch, den ich nicht ausstehen konnte, schien Niemand mein Schicksal zu bemitleiden. Er war der erste Afrikaner, welcher mir zu Gesicht kam, und ich muß gestehen, daß ich am Anfang meiner Abenteuer keinen andren Freund besaß, als ihn.

Außer den Officieren der Galatea befand sich auf dem Schiffe noch ein Schreiber, welchen der Capitain damit beauftragte, mir die englische Sprache zu lehren, so daß ich gegen die Zeit, wo wir Sumatra erreichten, für meine Rechte in die Schranken treten und meine Sache vertheidigen konnte. Da es uns auf dieser Insel nicht gelang, eine Ladung Pfeffer zu

erhalten, so segelten wir nach Bengalen, und bei der Ankunft in Calcutta bezog der Capitain, der überdies Supercargo war, eine Wohnung am Lande, wohin ich ihm nebst dem Schreiber folgen durfte.

Das uns zum Gebrauche überlassene Haus war, der damaligen Mode gemäß, geräumig und elegant, mit allen orientalischen Bequemlichkeiten und Bedürfnissen versehen, und seinen Bewohnern standen jeder Zeit funfzehn bis zwanzig Diener zu Befehl. Wir lebten ein viertel Jahr wie Nabobs und es that mir daher sehr Leid, als der Schreiber verkündete, daß die Ladung des Schiffes vollständig sei, und unsre Feiertage ihr Ende erreicht hätten.

Auf der Heimreise wurde ich von der Cajüte wegbefördert, und in den Steuerraum gesetzt, um als „Leicht Matrose" in der Wache des ersten Maaten Dienst zu thun. Zwischen diesem Officier und dem Capitain herrschte Feindschaft, und da ich für den Günstling des letzteren galt, so fing ich bald an, die Bitterkeit des Grolles seines Untergebenen zu fühlen. Der Bursche war nicht allein übellaunig, sondern wirklich böswillig. Eines Tages schickte er mich, während das Schiff vor einer fünf Knoten Brise munter dahinglitt, nach dem Ende des Klüverbaumes hinaus, um das Segel loszubinden, befahl jedoch plötzlich den Leuten an den Zügen, ohne zu warten, bis ich aus dem Bereiche des Klüvers wäre, das Segel aufzuhissen. Ein dabei stehender Matrose machte ihn

auf meine Lage aufmerksam, wurde jedoch unter Flüchen zur Ruhe verwiesen. Im folgenden Augenblick war ich in die Luft hinausgeschleudert, und stürzte, nachdem ich ein halb Dutzend unwillkührliche Burzelbäume gemacht hatte, in einiger Entfernung von dem Schiffe in das Wasser. Als ich wieder an die Oberfläche kam, hörte ich noch das anhaltende Geschrei der besorgten Mannschaft, die sämmtlich, einige mit Tauenden, andere mit Hühnerkörben nach dem Schiffbord eilten, während noch Andere zu dem Boot am Hintertheile liefen, um es zum Niederlassen fertig zu machen. Inmitten der Verwirrung kam der Capitain auf das Verdeck, und legte das Schiff bei, während der Matrose, welcher dem Maaten Vorstellungen gemacht hatte, diesen Officier packte, und da er glaubte, daß ich in Folge seiner Grausamkeit ertrunken sei, ihn über Bord zu werfen versuchte. Als sich die Segel der Galatea unter dem Winde abplatteten, wurde gar mancher sorgenvolle Blick auf die Wasserfläche hinausgeworfen, um mich aufzusuchen, aber ich war nirgends zu sehen! Das Wenden des Schiffes hatte dasselbe in der That dem Orte, wo ich wieder heraufkam, so nahe gebracht, daß ich ein, zu meiner Rettung herabgeworfenes Tau erfaßte, und in die Leerinnen kletterte, ohne bemerkt zu werden. — Als ich auf das Verdeck sprang, fand ich die Hälfte der Leute lärmend um den, mit dem Matrosen kämpfenden Maaten versammelt, aber mein Erscheinen diente dazu, die Menge von

ihrem blutdürstigen Vorsatze abzubringen, und nach wenigen Minuten war die Ordnung wieder vollkommen hergestellt. Unser Capitain war ein verständiger und gerechter Mann, wie man schon aus dem Umstande entnehmen kann, daß er eine so werthvolle Unternehmung allein leitete. Die Sache wurde daher schnell untersucht, und der Maat am nächsten Tage seiner Stelle entsetzt. Ich darf nicht vergessen, zu erwähnen, daß inmitten der Aufregung mein schwarzer Freund, der Koch, über Bord sprang, um seinen Schützling zu retten. Zufälligerweise bemerkte Niemand den Schwarzen, als er in's Meer sprang, und da er nach einer ganz anderen Richtung schwamm, als wohin ich gefallen war, so lief er große Gefahr, verlo en zu gehen, als das Schiff wieder unter Segelcurs gebracht wurde. Gerade in diesem Augenblicke vernahm man einen schwachen Ruf aus dem Meere, und bemerkte den Wollkopf noch zu rechter Zeit für seine Rettung.

Dieses Abenteuer stellte nicht allein den kleinen Theodor, sondern auch unsren Kochkünstler auf eine höhere Stufe in der guten Meinung der Mannschaft. Mein afrikanischer Freund erhielt die Erlaubniß, jeden Sonnabend Abend an dem Mahle des Vordercastell's Theil zu nehmen, während ihm unser Capitain ein Zeugniß über seine verdienstliche Handlung ausstellte, und das Papier durch das Versprechen einer reichlichen Belohnung in klingender Münze am Ende der Reise noch annehmlicher machte.

Ich fing jetzt an, mich wohl zu fühlen, und eine aufrichtige Neigung zum Seeleben zu fassen. Mein Sprachentalent machte mich nicht allein mit dem Englischen vertraut, sondern setzte mich auch in den Stand, bald das wissenschaftliche Studium der Navigationskunde anzufangen, wobei Capitain Salomon Towne, wie ich mit Vergnügen sagen kann, meine fleißigen Bemühungen stets gern unterstützte.

Wir steuerten nach St. Helena, um Vorräthe einzunehmen, aber da Napoleon noch lebte, so kam uns eine englische Fregatte fünf Meilen von dieser felsenumgürteten Insel entgegen, und befahl uns, nachdem sie uns mit einem kärglichen Wasservorrathe versehen hatte, den Heimweg einzuschlagen.

Ich erinnere mich recht gut, daß es ein schöner Abend im Monat Juli 1820 war, als wir am Kai von Boston in Massachusetts anlegten. Die Familie des Capitain Towne lebte in Salem, und er war folglich bald nach dort unterwegs. Der neue Maat hatte eine junge Frau in Boston, und war bald ebenfalls nicht mehr aufzufinden. Die Mannschaft schlich sich, Einer nach dem Andren, in der Dunkelheit davon. Der zweite Maat fand leicht einen Vorwand zu einem Besuche in der Nachbarschaft, so daß gegen Mitternacht die Galatea mit einer, auf ungefähr einhundertzwanzigtausend Dollars geschätzten Ladung der Wachsamkeit eines halb erwachsenen Cajütenjungen überlassen war.

Es ist keine Prahlerei, sondern volle Wahrheit, wenn ich sage, daß ich, seit der frühesten Zeit, deren ich mich erinnern kann, so oft ich mich in einer verantwortlichen Lage befand, sofort das Erwachen des Stolzes fühlte, der mich stets zu der geforderten Pflichterfüllung fähig oder wenigstens bereitwillig machte. Ich schritt die ganze Nacht hindurch auf dem Verdecke hin und her. Von der ganzen Mannschaft, die ich fast ein Jahr lang über viele Meere begleitet hatte, besaß nur ich allein keine Gefährten, Freunde, keine Heimath oder Geliebte, die mich von meinem Schiffe weggelockt hätten, und ich gestehe, daß das Gefühl der Verlassenheit, welches mich vielleicht unter anderen Umständen bei der Begrüßung Amerika's entmannt haben würde, durch das Gemisch von Eitelkeit und Stolz unterdrückt wurde, mit welchem ich als zeitweiliger Capitain das Halbverdeck beschritt.

Als sich die Dämmerung in Tageslicht verwandelte, erinnerte ich mich der glänzenden Beschreibung, welche mir meine Schiffskameraden von Boston gemacht hatten, und empfand plötzlich eine heftige Neigung, das Beispiel meiner Nebenmatrosen nachzuahmen. Die Ehre setzte jedoch meinen Füßen ein Ziel, als sie sich auf die Schiffsleiter zu bewegten, so daß ich, anstatt auf ihr hinabzusteigen, die Cajütenthüre schloß, und auf die Raa des Hauptmastes kletterte, um wenigstens die Stadt zu sehen, wenn ich mich

auch nicht unter deren Einwohner mischen konnte. Ich erwartete, ein zweites Calcutta zu sehen, aber meine Phantasie wurde nicht befriedigt. Anstatt der langen, glänzenden Reihen von Palästen und Landhäusern, welche ich in Indien und an den toscanischen Ufern zurückgelassen hatte, begrüßten vor Allen düstre Ziegel und bemalte Breter meine italienischen Augen. Aber ich gestehe, daß meine Erinnerung und mein Herz, als mein Blick von der Stadt hinwegwanderte, und über beide Seiten, der mit lieblichen, grünen Inseln gefüllten, und in das frische Grün des Sommers gekleideten Bai hinweg glitten, wie durch Zauberei in das Innere von Italien geführt wurden, und meinem Pflichtgefühl schwer zusetzten. Aber ich wurde bald dadurch wieder in's Bewußtsein zurückgerufen, daß ich auf dem Verdeck die schweren Schritte eines Fremden vernahm.

Der Eindringling schien, soviel ich von Oben sehen konnte, ein kräftiger, ältlicher Mann zu sein. Ich nahm mir nicht die Zeit, die Leiter hinabzusteigen, sondern glitt an einem Tau herab, und trat dem Fremden entgegen, als er sich eben unsrer Cajüte näherte. Meine Begriffe von italienischer Sitte gestatteten mir damals noch nicht, der größeren socialen Freiheit und Ungebundenheit, mit welcher ich seitdem in Amerika vertraut geworden bin, Rechnung zu tragen, und man kann sich daher leicht denken, daß ich dem Bostoner ziemlich gebieterisch befahl, das Schiff zu

verlassen. Ich führte den Befehl — noch dazu zum ersten Male, und ein so ungenirter Besuch war mir besonders lästig. Das Benehmen des Eindringlings diente auch nicht dazu, meinen Aerger zu verringern, da er, über meinen Befehl still lächelnd, fortfuhr, im Schiffe umherzulaufen, und in alle Ecken und Winkel gukte. Kurz darauf fragte er, ob ich allein wäre. Ich hatte soviel Selbstbeherrschung, um diese Frage unbeantwortet zu lassen, aber ich befahl ihm nochmals, das Schiff zu verlassen, und rief, um meinem Befehle Nachdruck zu geben, einen Hund, der gar nicht vorhanden war. Meine List hatte jedoch keinen Erfolg. Der Yankee fuhr in seiner Untersuchung fort, während ich ihm dicht auf den Fersen folgte, und von Zeit zu Zeit an den langen Schößen seines Oberrocks zerrte, um meinem Ausweisungsbefehle Nachdruck zu geben.

Während dieses Spazierganges fragte mich mein unwillkommener Gast über das Befinden des Capitains — über den Maaten — über die Ursache seiner Absetzung — über unsre Ladung und die Länge unsrer Fahrt. Jede neue Frage rief eine kürzere und mürrischere Antwort hervor. Ich war vollkommen überzeugt, daß er ein unverschämter Schurke sei, und mein französisch-italienisches Blut kochte bis zum Ueberwallen.

Jetzt näherten wir uns dem Verschlage, welcher den Steuerapparat am Hintertheil des Schiffs bedeckte, und wo sich mehrere Eimer mit einem Dutzend

kleiner Schildkröten befanden, welche wir auf der Insel Ascension, wo wir nach der Zurückweisung von St. Helena anhielten, um Wasser einzunehmen, gekauft hatten. Die Schildkröten erregten sogleich die Aufmerksamkeit des Fremden, und er erbot sich, dieselben zu kaufen. Ich sagte ihm, daß nur die Hälfte mir gehöre, aber daß ich sie ihm Alle verkaufen wolle, wenn er sie bezahlen könne. Mein Verfolger zog augenblicklich eine vielbenutzte Brieftasche heraus, händigte mir sechs Dollars ein, und fragte, ob ich mit diesem Preise zufrieden sei. Die Dollars waren unzweifelhafte Zeichen, wo nicht Beweise seiner Ehrlichkeit, und ich bin überzeugt, daß mein Herz erweicht worden wäre, wenn nicht der Käufer darauf bestanden hätte, einen der Eimer zum Nachhauseschaffen der Schildkröten mitzunehmen. Da nun diese reizenden Gefäße sowohl einen Theil des Stolzes, als auch des Eigenthums unsres Schiffes bildeten, und von unseren seemännischen Künstlern mühsam mit einem heraldischen Adler und dem Namen des Fahrzeuges verziert worden waren, so verweigerte ich die Erfüllung des Verlangens, und erbot mich zugleich, das Geld zurückzugeben. Aber der Schildkrötenhändler ließ sich nicht so leicht zurückweisen. Er grinste mich mit einem häßlichen Lächeln an, während er versuchte, mich zur Seite zu schieben, und mir den Eimer aus der Hand zu reißen. Ich fand bald, daß er der Stärkste von uns war, und daß es mir unmöglich sein würde, mei-

nen Eimer im ehrlichen Kampfe wieder zu bekommen. Deshalb drehte und schüttelte ich ihn plötzlich, und es gelang mir sowohl die Schildkröten, als auch das Wasser auf das Verdeck auszuschütten, und die Füße und Rockschöße des Alten mit einem reichlichen Bade zu benetzen. Zu meinem Erstaunen dauerte das Grinsen des Peinigers nicht allein fort, sondern erhöhte sich sogar zu einem unbändigen Gelächter, dessen Lärm noch durch einen andern verdächtigen Bostoner, der während unsres Kampfes auf das Verdeck sprang, erhöht wurde. Ich war jetzt in der höchsten Wuth. Meine Lippen sahen weiß aus, meine Wangen glühten und meine Augen funkelten. Ich knirschte, vor rasendem Zorn außer mir, mit den Zähnen, und grub sie in die Hand ein, welche ich nicht anders von dem Eimer losbringen konnte. Bei dem Kampfe verlor oder zerriß ich einen Theil meiner Banknoten, aber da ich endlich Sieger blieb, so wurde ich milder, las meine Schildkröten auf, und forderte nochmals die Entfernung meiner Peiniger. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ich meine Reden mit gewissen Beiworten spickte, die bei den Matrosen sehr gäng und gäbe sind, und zum großen Theil von Fremden viel eher erlernt werden, als die höflicheren Redetheile.

Das, durch meinen Anfall keineswegs eingeschüchterte, abscheuliche Ungeheuer eilte aber dennoch auf die Cajüte zu, und würde unzweifelhaft hinabgestiegen sein, wenn ich die Thüre nicht mit größerer Behen=

digkeit, als er, erreicht, und mich, herausfordernd mit dem Rücken daran gelehnt hatte. Hier folgte daher eine zweite Schlacht, die noch durch das Gelächter einer Menge von Arbeitern auf dem Kai belebt wurde. Diesmal konnte ich nicht beißen, hielt jedoch den anscheinenden Dieb vermittelst meiner Füße fern, indem ich ihn, so oft er sich näherte, unbarmherzig vor die Schienbeine trat, und im ausgewähltesten Toscanisch fluchte.

Wer einigermaßen den italienischen Charakter kennt, wenn er besonders noch durch französische Zuthaten gewürzt ist, kann sich die grimmige Wuth denken, zu welcher eine so hitzige Natur, wie die meinige, jetzt aufgestachelt war. Die Sprache, sowie die Bewegungskraft waren fast erschöpft. Ich konnte weder sprechen noch schlagen. Die Aufgeregtheit des Geistes hätte beinahe eine Lähmung des Körpers herbeigeführt. Die Thränen fingen an aus meinen Augen zu rinnen, aber er lachte nur immerfort. Endlich riß ich schnell die Cajütenthüren weit auf, sprang mit einem Satze hinunter, riß eine geladne Flinte von dem Gewehrstand, und stürzte damit auf das Verdeck. Sobald sich die Mündung über der Luke zeigte, sprang mein Peiniger vom Schiff herab, und als ich die Leiter erreichte, erblickte ich ihn, von einer lachenden und schreienden Menge umringt, auf dem Kai. Ich schüttelte drohend den Kopf gegen die Gruppe, schulterte mein Gewehr, und hielt auf den Laufplanken Wache. Es dauerte eine gute Viertelstunde, während welcher

ich, gelegentlich die Ladung meiner Flinte festrammend, und der Unterhaltung durch eine italienische Drohung gegen die Spaßvögel Abwechselung verleihend, hin und her marschirte, ehe sich der säumige Maat auf dem Kai zeigte. Aber wie groß war meine Bestürzung, als ich ihn ehrerbietig auf meinen zudringlichen Besucher zuschreiten, den Hut abnehmen, und sich bescheiden erbieten sah, ihn an Bord zu führen. Dies diente mir für mein ganzes Leben als eine Lehre über den „Schein.“ Das schäbige, alte Individuum war niemand anders, als der berühmte William Gray von Boston, Eigenthümer der Galatea und ihrer Ladung, und Besitzer gar vieler, noch reicherer Schiffe, die damals auf allen Meeren schwammen.

Aber Mr. Gray war ein versöhnlicher Feind. Als er an jenem Morgen das Schiff verließ, schenkte er mir funfzig Dollars als Ersatz, wie er sagte, für die, bei der Beschützung seines Eigenthums vernichteten sechs, und am Tage meiner Ablohnung bezahlte er mir nicht allein den Gehalt für meine Reise, sondern fügte noch weitere funfzig Dollars hinzu, um zu meinem Unterrichte in der Schifffahrtskunde beizutragen.

Vier Jahr später traf ich diesen ausgezeichneten Kaufmann im Marlborough-Hotel in Boston. Ich war bei dieser Gelegenheit von einem Onkel begleitet, der die Vereinigten Staaten in Handelsangelegenheiten besuchte. Als mein Verwandter meinen Namen gegen Mr. Gray erwähnte, erinnerte sich dieser meiner augen-

blicklich, und erzählte meinem verehrten Verwandten, daß er noch niemals so ausgeschimpft worden sei, wie durch mich im Juli 1820. Er behauptete, der Biß meiner Zähne juckte ihm noch in der Hand, während die Fußstöße, welche ich seinen Knöcheln versetzt habe, von Zeit zu Zeit noch an den Narben zu erkennen wären, welche sie an seinen Beinen zurückgelassen hätten. Er schien jedoch über einige Bemerkungen, welche ich über seinen vorragenden Bauch gemacht hatte, besonders ärgerlich zu sein, und verzieh die Schläge, aber nicht die Worte.

Mein Onkel, der ein ziemlich strenger Sittenrichter war, warf mir einen höchst erzürnten Blick zu, und verlangte auf französisch eine Erklärung über mein Betragen. Ich kannte jedoch Mr. Gray besser als mein Verwandter, und antwortete, ohne auf seinen Verweis zu achten, auf englisch, daß, wenn ich bei jener Veranlassung den Schiffseigenthümer verwünscht habe, dies mein Debut in der englischen Sprache auf dem amerikanischen Continent gewesen sei; und da meine angelsächsische Erziehung auf dem Vorderkastell vollendet worden wäre, so hätte man von mir nicht erwarten können, wählerisch in meinen Ausdrücken zu sein. „Trotzdem," setzte ich hinzu, „war jedoch Mr. Gray über mein Verhalten so erfreut, daß er meine Vertheidigung seines Eigenthums und unser köstliches Tète à tète auf die Summe von einhundert Dollars schätzte."

Zweites Kapitel.

Die, im vorigen Kapitel erzählte Anekdote rief meinem Onkel mehrere Beispiele meines jugendlichen Ungestüms in's Gedächtniß zurück, unter denen sich ein Zusammentreffen mit Lord Byron während dessen Aufenthalt auf seiner Villa am Abhange des Montenegro bei Livorno befand, und er nahm sich die Freiheit, dasselbe Mr. Gray zu erzählen.

Ein Handelshaus dieser Stadt, an welchem mein Onkel Antheil hatte, besorgte die Geldgeschäfte des edlen Lords. Eines Tages besichtigten mein Verwandter und der Dichter einige kürzlich aus Griechenland angekommene Kisten, und ich erhielt den Auftrag, für deren sichere Unterbringung im Magazin zu sorgen. Plötzlich forderte Lord Byron einen Bleistift. Mein Onkel hatte keinen bei sich, da er sich aber erinnerte, daß ich vor Kurzem einen solchen in einem hübschen, silbernen Rohre zum Geschenk erhalten

hatte, so forderte er mich auf, denselben herzuleihen. Da dies nun aber mein erstes Besitzthum von Silber war, so fühlte ich nur sehr geringe Neigung, ihn, selbst einen Augenblick lang, aus den Händen zu geben, und händigte ihn dem Lord mit verdrießlicher Miene ein. Als der Dichter seine Notiz gemacht hatte, stand er einen Augenblick, wie in Nachdenken versunken, da, und steckte dann ohne Umstände — aber ohne Zweifel in der Zerstreuung, den Bleistift in die Tasche. Wenn ich damals schon Amerika besucht gehabt hätte, so würde ich vielleicht den Engländer auf der Stelle von seinem Irrthum benachrichtigt haben, aber da die Kinder in der alten Welt in ihrem Verkehr mit älteren Leuten stärker im Zaume gehalten werden, als auf dieser Seite des atlantischen Meeres, so ertrug ich die Vergeßlichkeit, so gut ich konnte, bis zum folgenden Morgen. Ich begab mich unter Aufbietung meiner ganzen Entschlossenheit und ohne Wissen meines Onkels, in früher Stunde nach dem Hause des Dichters, und erhielt nach vielen Schwierigkeiten Zutritt zu seinem Zimmer. Er lag noch im Bett. Es ist allgemein bekannt, wie schlechter Laune Byron war, wenn er gestört oder belästigt wurde. Er fragte in mürrischem und beleidigendem Tone nach meinem Verlangen. Ich antwortete ehrerbietig, daß ich ihm am vorigen Tage einen silbernen Bleistift geliehen, wobei ich das Wort silbern mit besonderem Nachdrucke aussprach und wiederholte — und dessen Zurückgabe

er zu meinem Leidwesen vergessen habe. Byron dachte einen Augenblick nach, und behauptete dann, daß er ihn mir auf der Stelle wieder zurückgegeben habe! Ich stellte die Thatsache sanft, aber bestimmt, in Abrede, während der Lord ebenso fest auf seiner Behauptung beharrte. Nach kurzer Zeit waren wir Beide so zornig, daß mir Byron befahl, das Zimmer zu verlassen. Ich schlich mit der trotzigen Miene eines zornigen Knaben langsam aus dem Gemach, aber als ich die Thüre erreichte, drehte ich mich plötzlich um, blickte ihn mit der ganzen Bitterkeit, die ich gegen seine Nation empfand, an, und nannte ihn auf französisch ein „englisches Schwein!" Bis jetzt war unser Streit auf italienisch geführt worden. Als die Worte kaum meine Lippen verlassen hatten, sprang der Lord aus dem Bett, packte mich, in der einfachsten Kleidung, welche man sich denken kann, am Kragen, und gab mir ein solches Schütteln, daß ich es gern gegen ein dreitägiges Fieber aus den pontinischen Sümpfen vertauscht haben würde. Das plötzlich Luftbad kühlte wahrscheinlich seinen Zorn ab, denn nach ein paar Augenblicken fanden wir uns in friedlichen Erklärungen über den unglückseligen Bleistift. Bis jetzt hatte ich meinen Onkel nicht genannt, sobald ich jedoch die Verwandtschaft erwähnte, wurde Byron ruhig und glaubte meine Erzählung. Nachdem er seine Taschen nochmals ohne Erfolg nach dem verlornen silbernen Bleistift durchsucht hatte, schenkte er

mir dafür seinen eigenen goldenen, und forderte mich auf, ihm zu sagen, warum ich ihn auf französisch geschimpft habe.

„Mein Vater war ein Franzose, Mylord," sagte ich.

„Und Deine Mutter?"

„Sie ist eine Italienerin, Sir."

„Aha, dann ist's nicht zu verwundern, daß Du mich ein englisches Schwein genannt hast. Der Haß liegt im Blute; Du kannst nichts dafür."

Nach einer kurzen Pause fuhr er, noch immer im Nachtgewande, im Zimmer auf und ab schreitend, fort:

„Du kannst die Engländer nicht leiden. Nicht wahr, mein Junge."

„Nein," sagte ich.

„Warum?" erwiderte Byron ruhig.

„Weil mein Vater im Kampfe gegen sie gefallen ist," antwortete ich.

„Dann hast Du ein Recht, sie zu hassen, mein Sohn," sagte der Dichter, indem er mich sanft zur Thüre hinausführte, und dieselbe inwendig verschloß.

Eine Woche darauf bot einer der Lastträger des Magazins meines Onkels einen angeblichen „Bleistift Lord Byrons" für einen bedeutenden Preis zum Verkaufe an, indem er behauptete, daß ihm der Lord ein Geschenk damit gemacht habe. Mein Onkel stand im Begriff mit dem Manne zu handeln, bemerkte aber

die Anfangsbuchstaben seines eigenen Namens auf dem Silber. Es war in der That mein verlorenes Geschenk. Byron hatte in der Zerstreuung wahrscheinlich den Lastträger für mich angesehen und deshalb wurde derselbe mit einer Kleinigkeit abgefertigt, während sich mein gütiger Onkel die Freiheit nahm, sich das goldne Andenken an Lord Byron zuzueignen, und mich mit der bescheidneren Erinnerung an seinen berühmten Namen abzuspeisen.

Dies sind jedoch Episoden. Wir wollen nochmals zur Galatea und ihrem wackeren Befehlshaber zurückkehren.

Als die Leute abgelohnt waren, zog sich Capitain Towne nach Salem zurück und nahm mich mit, damit ich bei seiner Familie wohnen solle, bis er zu einer neuen Reise bereit wäre. Wenn ich auf mein stürmisches und abenteuerliches Leben zurückblicke, so findet mein Gedächtniß keine glücklicheren Tage, als die in jener großen Seestadt verbrachten. Salem war im Jahre 1821 mein Paradies. Man erwies mir größere Freundschaft, ich genoß mehr jugendliche Vergnügungen, und fand in dieser Stadt mehr liebevolle Gastfreundlichkeit, als ich beschreiben kann. Sämmtliche Knaben waren meine Freunde. Niemand lachte über mein gebrochenes Englisch, sondern Alle schienen im Gegentheil über meine fremdartige Aussprache entzückt zu sein. Die Leute fanden es für gut, mich mit einer Art von romantischem Geheimniß zu umgeben,

denn vielleicht lag in meinem Benehmen etwas von der kühnen Waghalsigkeit, welche mir eine Ueberlegenheit über einfachere Gefährten verlieh. Außerdem erlangte ich bald den Ruf eines Gelehrten. Man betrachtete mich als ein Wunderthier in Bezug auf Sprachen, da ich französisch, italienisch, spanisch und englisch redete und mich zur Vertrautheit mit dem Lateinischen bekannte. Ich erinnere mich, daß es in Salem einen Spaßvogel gab, der mich in der Absicht, meine Bekanntschaft mit letzterer Sprache auf die Probe zu stellen, eines Tages in einen benachbarten Apothekerladen mitnahm, wo es einige lateinische Bücher gab, und mir eins derselben mit der Aufforderung, eine Seite daraus entweder mündlich oder schriftlich zu übersetzen, einhändigte. Glücklicherweise war das gewählte Buch Aesop, dessen Fabeln ich zwei Jahre vorher so gründlich studirt hatte, daß ich einige derselben sogar auswendig konnte; da ich jedoch mit den Feinheiten der englischen Sprache noch nicht recht vertraut war, so hielt ich es für gut, die gewählte Fabel in's Französische zu übersetzen, und da sich ein Nachbar gegenwärtig befand, welcher letztere Sprache vollkommen kannte, so wurde meine Uebersetzung bald auf Englisch wiedergegeben, und die Gelehrsamkeit des „italienischen Knaben" anerkannt.

Ich machte fünf Jahre lang von Salem aus Reisen nach verschiedenen Welttheilen, wobei ich stets meine Mußestunden zu Lande oder zur See darauf

verwendete, mich genau mit den praktischen und theoretischen Einzelheiten des Berufes, dem ich mein Leben zu widmen beabsichtigte, vertraut zu machen. Ich gedenke nicht, die Abenteuer jener ersten Reisen zu erzählen, aber ich kann nicht umhin, eine einzige Anekdote aus jener frischen, eifrigen Zeit zu berichten, um einen Beweis für den Wechsel zu liefern, welchen Zeit und Umstände im menschlichen Charakter hervorbringen. Als ich mich auf meiner zweiten Reise nach Indien einst in Quallabattoo mit dem Capitain am Ufer befand, um Pfeffer zu holen, kam eine große Proa oder ein malayisches Canoe, das mit Gefangenen gefüllt war, von einer der Inseln am Landungsplatze an, und die Unglücklichen sollten als Sclaven verkauft werden. Es waren die ersten Sclaven, welche ich gesehen hatte. Als die menschliche Ladung ausgeschifft wurde, sah ich einen der Malayen ein hübsches, junges Weib bei den Haaren am Ufer hinschleppen. Das, durch die lange Einsperrung im feuchten Raume des Canoes erstarrte Frauenzimmer war nicht im Stande, zu stehen oder zu gehen. Mein Blut kochte schnell auf. Ich befahl dem Gefühllosen, von seiner Grausamkeit abzulassen, und da er mit einem verächtlichen Lachen antwortete, so warf ich ihn durch einen einzigen Schlag meines Bootshakens nieder. Diese unüberlegte Vertheidigung der Menschlichkeit zwang uns, Quallabattoo in großer Eile zu verlassen, aber im Alter von siebzehn Jahren waren

meine Gefühle in Bezug auf die Sclaverei sehr verschieden von dem, was sie, wie diese Erzählung zeigen wird, in späterer Zeit geworden sind.

Als meine Lehrzeit vorüber war, machte ich zwei bis drei glückliche Reisen als Maat, bis mich — wie ich zu meiner Beschämung gestehe — ein Liebeskummer bewog, meine Principale im Stiche zu lassen, und mich den Versuchungen eines fessellosen, abenteuerlichen Lebens hinzugeben. Dieses traurige und frühzeitige Unglück befiel mich in Antwerpen, einem, wegen der Verführung junger Seeleute ziemlich berüchtigten Hafen. Mein schwerverdienter Lohn schwand schnell dahin, während ich sterblich in eine belgische Schöne verliebt war, die wenigstens ein Vierteljahr lang einen vollständigen Narren aus mir machte. Von Antwerpen begab ich mich nach Paris, um einen zweiten Verdruß zu verwinden. Die angenehme Hauptstadt des schönen Frankreichs war ein Becher, den ich auf einen einzigen Zug leerte. Wenige junge Männer von achtzehn bis zwanzig Jahren haben schneller gelebt, als ich. Die Spieltische bei Frascati und das Palais royal versetzten meinem schwindsüchtigen Geldbeutel den Todesstoß, und eines schönen Morgens nahm ich von meinem Wirthe „französischen Abschied", ließ ihm einen leeren Koffer als Zahlung zurück und eilte zur See.

Der Leser wird mir die Gerechtigkeit erweisen, zu glauben, daß mich nur die bitterste Noth zwingen

konnte, mich auf einem, nach Brasilien bestimmten, englischen Fahrzeuge einzuschiffen. Der Capitain und seine ihn begleitende Frau waren beide kräftige, hübsche Irländer von gleichem Alter, aber dem Genusse starker, geistiger Getränke ergeben.

Meine Installation an Bord wurde dadurch bezeichnet, daß mir der Befehlshaber den Schlüssel der Branntweinkammer feierlich mit der strengen Anweisung übergab, sowohl ihm, wie auch seiner Frau, täglich nicht mehr als drei Gläser zukommen zu lassen. Anfangs begriff ich diesen seltsamen Befehl kaum, aber nach ein Paar Tagen sah ich die Angemessenheit desselben ein. Wenn ich gegen elf Uhr den Leuten ihre Branntweinration austheilte, pflegte die Dame herbeizukommen, und mich aufzufordern, ihr Glas zu füllen. Natürlicherweise war ich so galant, einzuwilligen. Wenn ich vom Verdeck mit der Flasche nach unten zurückkehrte, verlangte sie eine ähnliche Dosis, welche ich mit einigem Widerstreben hergab. Bei Tische trank die Dame Porter, gab jedoch den Branntwein gegen ihren leichtgläubigen Gatten für Wasser aus. Dieses System der Hintergehung nahm seinen Fortgang, so lange das Bier vorhielt, so daß die Dame täglich drei Mal eine Portion ausgezeichneten Grog erhielt, und hinunterschluckte. Es ist in der That erstaunlich, welche Quantitäten von diesem Artikel seefahrende Frauen zuweilen bewältigen können. Die Sonderbarkeit ihres Appetits nach dieser Herzstärkung

wird nicht wenig durch die wohlbekannte Abneigung, welche das schöne Geschlecht am Ufer gegen geistige Getränke unter allen Gestalten hat, erhöht. Vielleicht hat die Salzwasserluft etwas mit diesem Gelüste zu schaffen, aber da ich nicht eine Abhandlung über die Mäßigkeit schreibe, so will ich die Sache weiseren Physiologen überlassen.

Die Liebhaberei meiner Gefährten lieferte einen Beweis für eine weitere Verschiedenheit zwischen den Geschlechtern, der, wie ich glaube, von den frühesten Zeiten bis auf unsre Tage historisch wahr ist. Die Dame brach ihren Vorsatz, während der Capitain dem seinen auf's strengste treu blieb. So lange er im Dienste war, bildeten die festgesetzten drei Gläser seine Portion. Aber als wir Rio de Janeiro erreichten, und die Enthaltsamkeit, außer des Anstands wegen, nicht mehr nöthig war, ließen meine Schiffskameraden ihrem Durste und ihrem Charakter freien Lauf. Sie tranken, zankten und küßten sich häufiger und nachdrücklicher als irgend ein anderes Geschöpf, das ich in meinem ganzen, abenteuerlichen Leben gesehen habe. Nachdem wir das Schiff, wenn auch nicht ohne einen, durch den trunkenen Trotz des Capitain herbeigeführten Unfall in den Binnenhafen gebracht hatten, beschlossen meine irischen Freunde, sich am Lande einzulogiren. Sie ließen sich zwei Tage lang nicht blicken, aber am Ende des dritten erschienen sie, wie sie sagten, frisch aus dem Theater. Es lag am Tage, daß

der Gott des Weins ihr Gefährte gewesen war, und da mich die ehelichen Scenen, welche diese Lustbarkeiten zu beschließen pflegten, nicht wenig verdrossen, so bestellte ich den Thee unter das Sonnenzelt auf dem Verdecke, und legte mich in eine Hangmatte, die am Ginkbaume aufgehängt war. Als ich eben in angenehme Träume sank, wurde ich durch ein Vorspiel zur Oper aus meinem Schlummer geweckt. Madame nannte ihren Gebieter rund heraus einen Lügner. Ein über den Tisch hinweg nach ihrem Kopfe geschleuderter Laib Brot war seine Antwort. Mit dieser unschuldigen Wuthdemonstration nicht zufrieden, packte er die vier Zipfel des Tischtuches, so daß sich das Theegeräthe und die Lebensmittel in dem Sacke ansammelten, und warf das Ganze über Bord in die Bai. Die Tigerin erfaßte mit Blitzesschnelle seine spärlichen Locken mit der einen Hand, und bearbeitete mit der andern seine Augen und seine Nase. So schlecht der Capitain auch behandelt wurde, so muß ich doch gestehen, daß er sich viel zu großmüthig zeigte, an demjenigen Theile seiner Gattin, wo die weiblichen Reize am bezauberndsten und sichtbarsten sind, Wiedervergeltung auszuüben, aber ich müßte mich sehr irren, wenn die kräftige Tracht Prügel, welche sie erhielt, nicht anderwärts Zeichen körperlicher Kraft zurückließ, welche einem Boxer Ehre gemacht haben würden.

Es war sonderbar, daß diese menschlichen Tornados ebenso heftig und vorübergehend auftraten, wie

diejenigen, welche sowohl die tropischen Länder, als auch die tropischen Charakter heimsuchen. Nach einer Viertelstunde herrschte vollkommene Windstille. Das Schweigen der Nacht über jenen stillen und von Sternen beschienenen Fluthen wurde nur durch eine Art Zirpen unterbrochen, welches man für das eines Heimchens hätte halten können, von dem ich jedoch glaube, daß es ein Kuß war. In der That wurde ich, als ich bereits wieder einschlief, aufgefordert, den Schlüssel der Branntweinkammer herzugeben, ein prächtiges Hülfsmittel, das seine Wirkung als feierliches Siegel der Aussöhnung und des Glückes niemals verfehlte.

Am folgenden Morgen ging der Capitain, noch ehe ich erwachte, an's Ufer, und als mich seine Frau beim Frühstück fragte, ob ich etwas von dem nächtlichen Kampfe wisse, zwang mich meine Galanterie zu dem Geständniß, daß ich einer der festesten Schläfer zu Lande oder zu Wasser sei, und noch überdieß, daß ich überrascht wäre, zu vernehmen, daß die geringste Mißhelligkeit zwischen so glücklichen Gatten vorgekommen sei. Trotz meiner Einfalt bestand die Dame jedoch darauf, mich zum Vertrauten ihres Kummers zu machen, und mir die Versicherung zu geben, daß sie nicht halb so erzürnt gewesen sein würde, wenn ihr Gatte nicht thörichterweise ihre silbernen Löffel mit dem Brote und der Butter in's Meer geworfen hätte. Sie wurde ganz beredt über die Schönheiten des

ehelichen Lebens, und erzählte mir von gar mancher ähnlicher Strafe, welche sie ihrem Gatten auf ihren Reisen zukommen zu lassen, gezwungen gewesen sei. Dies thue ihm gut, sagte sie, und erhalte ihn gesund. Kurz, sie hoffe, daß ich, wenn ich mich jemals verheirathe, das Glück haben würde, eine solche Hüterin, wie sie, zu gewinnen. Natürlicherweise schwieg ich wieder höchst galant. Ich konnte jedoch nicht umhin, mir meine Entscheidung über die Vorzüge der Ehe noch vorzubehalten, denn bis jetzt zeigte mir der Augenschein freilich noch nichts von den Segnungen, von welchen ich so oft gelesen und gehört hatte. Ich beschloß auf jeden Fall, daß, wenn ich einen Versuch mit der Liebe machen sollte, dies, wenigstens das erste Mal, eine Liebe ohne geistige Getränke sein solle.

Bei unsrer Rückkehr nach Europa fragten wir in Dover nach Befehlen, und fanden, daß unsre Bestimmung Antwerpen war. Wir liefen bei Sonnenuntergang aus, aber da der Wind ungünstig und das Wetter stürmisch war, so blieben wir zwei Tage in den Dünen vor Anker. Endlich segelten wir, während einer Pause des Sturmes, nach der Mündung der Schelde ab, aber als wir uns der holländischen Küste näherten, wurde der Wind schwach und unstät, so daß wir nicht in den Fluß einlaufen konnten. Wir hatten in Ramsgate keinen Lootsen genommen, da wir überzeugt waren, einen solchen vor Vliessingen zu

erhalten. Bei Sonnenuntergang erhob sich der Sturm wieder in seiner ganzen Wuth aus Nordwesten, aber alle Versuche, den Rückweg nach England einzuschlagen, waren vergeblich, da wir es nicht wagten, dem brüllenden Sturme ein einziges Stück Segeltuch zu zeigen. Es war wirklich eine fürchterliche Nacht voll Wind, Hagel, Finsterniß und Angst. Um zwei Uhr Morgens strandeten wir plötzlich auf einer der zahlreichen Sandbänke vor Vliessingen. Als wir kaum aufgelaufen waren, fegte die See über uns hinweg, überschüttete das Verdeck mit Sand, und knickte die Spieren wie Pfeifenröhre ab. Der Capitain wurde augenblicklich durch den Fall einer Bramraa getödtet, welche ihm den Kopf zerschmetterte, während die Matrosen, die in solchen Augenblicken von vollkommener Rücksichtslosigkeit erfüllt zu sein scheinen, in die Branntweinkammer einbrachen, und im Uebermaße tranken. Ich hoffte eine Zeit lang, daß uns die Stärke unsres Schiffsrumpfes in den Stand setzen werde, bis zu Tagesanbruch auf demselben zu bleiben, aber es faßte schnell Wasser, und fing an, sich zu füllen.

Jetzt noch in dem Schiffe zu bleiben, wäre Wahnsinn gewesen. Die Boote waren noch unversehrt. Das große wurde schnell von der Mannschaft unter Anführung des zweiten Maats, der ein Eimerfäßchen mit Branntwein in das Fahrzeug warf, ehe er selbst hineinsprang, angefüllt, während ich die Jölle für mich, die Wittwe des Capitains, den Koch und den Bottelier

zurückbehielt. Von dem großen Boote wurde nie wieder etwas gehört.

Jener furchtbare Nordweststurm durchheulte und peitschte die ganze Nacht die enge See zwischen England und dem Continente, aber ich hielt unser gebrechliches Fahrzeug vor demselben, da ich hoffte, bei Tagesanbruch die belgischen Niederungen zu erblicken. Die unglückliche Frau lag regungslos im Hintertheile des Bootes. Wir bedeckten sie mit allen, uns entbehrlichen Kleidungsstücken, und konnten selbst in unsrem eignen Kummer nicht umhin, zu fühlen, daß das schnelle Hereinbrechen ihres doppelten Unglücks sie völlig unempfindlich gegen unsre traurige Umgebung gemacht hatte.

Bald nach acht Uhr verkündete ein Freudenruf den Anblick des Landes in geringer Entfernung. Die Bewohner des Dorfes Bragden, die uns bald bemerkten, eilten an's Ufer, und machten uns, indem sie bis an die Knie in das Wasser sprangen, Zeichen, daß die Küste sicher sei, sobald wir die Brandung hinter uns hätten. Das Meer wurde durch den Sturm vollkommen zu Schaum gepeitscht. Die Sturzwellen brüllten, sammelten sich, und stürzten dahin, wie Lawinen, aber wir hatten keine andere Wahl, als die Reihe dieser ergrimmten Schildwachen zu durchbrechen. Ich wartete daher auf eine Welle, fuhr gerade in die Brandung hinein, und wir flogen mit einer solchen blitzähnlichen Geschwindigkeit über den dazwischen

liegenden Raum, daß ich mich an nichts weiter erinnere, als daß wir von den rüstigen Belgiern am Strande gerettet wurden.

Aber ach, die arme Wittwe war nicht mehr. Ich kann mir nicht vorstellen, wenn sie gestorben war. Während der vier Stunden unsrer Fahrt vom Wrack nach dem Lande lag ihr Kopf auf meinem Schooße, aber kein Zucken des Schmerzes oder des Krampfes bezeichnete den Augenblick ihres Hinscheidens.

An jenem Abend begrub der Dorfpriester die unglückliche Frau, und ging dann mit einem Teller im Kreise umher, und bat um Almosen — nicht zu Messen, um die Ruhe ihrer Seele zu sichern — sondern zur Bestreitung der Bedürfnisse der Lebenden auf der Reise nach Ostende.

Drittes Kapitel.

Ich hatte weder Zeit noch Lust, müßig zu bleiben. Nach Verlauf einer Woche befand ich mich an Bord einer nach Havana bestimmten holländischen Galliote, aber ich wurde bald gewahr, daß ich wiederum unter dem Befehl zweier Capitaine, eines männlichen und eines weiblichen, stand. Der eigentliche Schiffer besorgte die Lenkung des Fahrzeuges, während die Schöne über uns Alle das Scepter schwang, kurz, die Dame war die eigentliche Besitzerin des Schiffes, und führte nicht allein über unser Aller Handlungen — vom Capitain an bis zum Schiffsjungen herab — sondern auch über unsre Mägen die Herrschaft. Ich weiß nicht, ob es die Sparsamkeit war, oder die Frömmigkeit, welche in ihrer Seele regierte, aber ich habe nie eine Person getroffen, die so streng in der Beobachtung des kirchlichen Kalenders gewesen wäre, wie diese Dame, besonders wenn ihr ein gebotener

Fasttag erlaubte, uns unser Rindfleisch zu entziehen. Nur die Noth konnte mich zwingen, mich auf diesem Fahrzeuge einzuschiffen, aber dennoch hatte ich, die Wahrheit zu gestehen, den Gedanken an die Rückkehr nach den vereinigten Staaten so ziemlich ganz aufgegeben und beschlossen, mich an der ersten, besten abenteuerlichen Expedition zu betheiligen, die sich mir in meinem Berufe darböte. Man darf nicht vergessen, daß im Jahre 1824 Mexico, das spanische Amerika überhaupt, Peru und die Küsten des stillen Weltmeeres wegen der glänzenden Erfolge berühmt waren, welche sie dem Unternehmungsgeiste gewährten, und da die Galliote nach Havana bestimmt war, so begrüßte ich sie als eine Art schwimmender Brücke zu meinem Eldorado.

In der siebenten Nacht nach unsrer Abfahrt stießen wir, während wir mit einer Sechs-Knoten-Brise und bei hellem Mondscheine aus der Bai von Biscaya segelten, mit einem Schiffe zusammen, welches eine entgegengesetzte Richtung verfolgte. Niemand wußte, woher es kam. Es erschien ganz urplötzlich und verkündete uns seine Nähe durch einen furchtbaren Stoß. Wir wurden sämmtlich auf dem Verdeck zu Boden geworfen, und alle unsre Maste knickten ab. Wir vernahmen auf dem andren Fahrzeuge Kreischen und einen Schrei der Verzweiflung, aber der unglückselige Uebelthäter verschwand ebenso schnell, als er gekommen war, und ließ uns als hülfloses Wrack

auf einem, seiner Stürme wegen berüchtigten Meere zurück.

Es gelang uns jedoch, den Hafen von Ferrol in Spanien zu erreichen, wo wir durch die Schwierigkeit der Erlangung der zur Ausbesserung nöthigen Materialien vier Monate aufgehalten wurden, trotzdem daß dieser Ort für den besten und größten Schiffsbauplatz von Castilien gilt.

In Ferrol stieß mir ein seltsames Abenteuer zu, das mich beinahe ebenso meines persönlichen Selbst's beraubt hätte, wie Peter Schlemihl seines Schattens verlustig ging. Ich fuhr eines Nachmittags in meinem Boote nach der andren Seite des Hafens, um aus einer Gerberei einige Stücken Leder zu holen und schlenderte, nachdem ich meine Einkäufe beendigt hatte, langsam nach dem Kai zu, wobei ich bei einem Hause stehen blieb und um einen Trunk Wasser bat. Ich erhielt einen Becher voll von dem schmucken, schwarzäugigen Mädchen, das an der Thüre stand und deren rosige Lippen und strahlenden Augen in höherem Grade die Ursache meiner Bitte waren, als der Durst, aber während ich trank, lief das schöne Kind in das Haus und kehrte schnell mit ihrer Mutter und einer zweiten Schwester zurück, die mich, ohne ein Wort zu sagen, einen Augenblick anstarrten und mir dann zu gleicher Zeit um den Hals fielen und meine Lippen und Wangen mit zahlreichen Küssen bedeckten!

„Oh, mi querido hijo,“ sagte die Mutter.

„Carissimo Antonio!“ schluchzte die Tochter.

„Mi hermano!“ rief ihre Schwester aus.

„Lieber Sohn, theurer Antonio, geliebter Bruder! Komm herein; wo bist Du gewesen? Deine Großmutter brennt vor Verlangen, Dich noch einmal zu sehen! Zaudre nicht, sondern komm schnell herein! Por dios! daß wir Dich endlich gefunden haben und auf solche Art: Ave Maria! madrecita, aqui vieni Antonito!“ (Mütterchen, da kommt Dein kleiner Anton).

Man kann sich leicht denken, daß ich bei diesen Ausrufungen, Umarmungen, Liebkosungen und Küssen, mit weit geöffneten Augen und Munde, und halb geleertem Becher, wie im Traume um mich blickend dastand. Ich that keine Fragen, aber da die Frau hübsch und die Mädchen jung waren, so erwiederte ich ihre Küsse und folgte ohne Widerstreben, als sie mich in ihre Wohnung halb zogen und halb führten. Auf der Schwelle des Zimmers wurde ich in die dürren Arme einer braunen und eingeschrumpften alten Frau geschlossen, von welcher man mir sagte, daß sie meine Großmutter wäre, und die meinen jugendlichen Schnurrbart natürlicherweise reichlich mit der Feuchtigkeit ihres zahnlosen Mundes benetzte.

Sobald ich Platz genommen hatte, nahm ich mir die Freiheit, zu sagen — jedoch ohne gegen den reizenden Ueberfall Einsprache zu thun — daß ich glaube, es könne wohl ein Irrthum obwalten, aber ich wurde

schnell zur Ruhe verwiesen. Meine Madrecita erklärte sofort und in Gegenwart meiner vier Schiffskameraden, daß ich sie vor sechs Jahren wegen einer Fahrt mit einem holländischen Schiffe verlassen habe, daß mein querido padre seit zwei Jahren zur ewigen Ruhe eingegangen und daß folglich ich, Antonio Gomez y Carrasco, das einzige noch am Leben befindliche männliche Mitglied der Familie sei, und natürlicherweise, weder sie, noch meine lieben Schwestern, noch die alte pobrecita, meine Großmutter, jemals wieder verlassen dürfe. Diese wortreiche Erklärung wurde dann wie eine hübsche Opernarie durch einen Chor von Küssen beschlossen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ich die Umarmungen meiner schönen hermanas mit der dankbarsten Bruderliebe erwiederte.

Unser reizendes Quartett dauerte in seiner ganzen Harmonie eine halbe Stunde lang, während welcher eine Ladung von Familiengeheimnissen nach der andren in meine geöffneten Ohren niedergelegt wurde. Das Gespräch floß so schnell dahin und der Faden wurde von allen Dreien so hastig aufgenommen und fortgesponnen, daß ich keine Gelegenheit fand, ihnen Einhalt zu thun. Endlich wagte ich es jedoch während einer kurzen Pause und in scherzhaftem Tone — aber in ziemlich schlechtem Spanisch — meine geliebte redselige Mutter zu fragen, welches Vermögen es meinem würdigen Vater gefallen habe, seinem Sohne auf Erden zurückzulassen, als er zur ewigen Ruhe cou

Dios eingegangen sei. Ich hielt es für möglich, daß dieses hübsche Drama ein al improvista gespielter spanischer Scherz wäre, dem ich durch die Sprengung der gefährlichen Geldmine ein Ende machen könne, überdies war es schon spät und meine Rückkehr nach der Galliote dringend nöthig.

Aber ach! meine Frage lockte augenblicklich meiner Mutter die Thränen in die Augen, und ich sah, daß die Sache kein Scherz war. Ich beeilte mich daher, den Irrthum in vollem Ernste aufzuklären und dabei zu beharren. Ich protestirte mit aller Kraft meines französisch-italienischen Naturells und meiner ganzen spanischen Beredtsamkeit gegen die angebliche Verwandtschaft. Aber das half Alles nichts; sie stritten und blieben bei ihrer Behauptung; sie riefen die Nachbarn herbei; eine Menge von alten Weibern und alten Männern mit braunen Mänteln und Shawls und Cigarren oder cigarillos im Munde bildeten eine Untersuchungs-Jury, die am Ende einen einstimmigen Wahrspruch zu Gunsten meiner galizischen Heimathsangehörigkeit abgab.

Als ich sah, daß die Sache eine so ernste Wendung genommen hatte, und da ich wußte, wie unmöglich es ist, eine mit so vieler anscheinenden Gewißheit verknüpfte Ueberzeugung aus dem weiblichen Geiste zu entfernen, so beschloß ich nachzugeben, nahm die Miene eines reuigen, verlorenen Sohnes an, küßte die Mädchen, umarmte die Mutter, streckte den Kopf über beide

Schultern meiner Großmutter und versprach meiner Familie einen Besuch für den folgenden Tag.

Da ich mein Wort nicht hielt und die Sonne zwei Mal unterging, ohne daß ich zurückgekehrt wäre, so wendete sich die Mutter „in der Einbildung" an die Wächter der Gesetze, um ihren Rechten auf den treulosen Sohn Geltung zu verschaffen. Der Alkalde wies sie ab, nachdem er meine Geschichte vernommen hatte, aber meine damit nicht zufriedenen Verwandten appellirten und forderten mich vor den Gouverneur des Distrikts und es gelang mir erst nach unendlichen Schwierigkeiten ihrer lästigen Verwandtschaft ledig zu werden.

Ich habe mir diese sonderbare Verwechslung niemals erklären können. Mein Vater war allerdings während des Einfalles Napoleons mit der französischen Armee in Spanien gewesen, aber dieser Ehrenmann war ein ebenso treuer Gatte als tapferer Soldat und ich weiß nichts davon, daß er sich jemals in der hübschen Hafenstadt Ferrol aufgehalten hätte.

Endlich segelten wir nach Havana ab, und es ereignete sich weiter nichts Wichtiges, was die Einförmigkeit unsrer heißen, schwülen Reise unterbrochen hätte, außer einem plötzlichen Anfalle von Eifersucht auf Seiten des Capitains, der sich einbildete, daß ich einen Versuch gemacht habe, das fromme, sparsame Herz seiner Ehehälfte einzunehmen! Die Wahrheit zu gestehen, so lag meinem Geiste oder Geschmack nichts

ferner als ein solches Unternehmen, aber da sich der Dämon seiner einmal bemächtigt hatte und seine Leidenschaft durch die Lügen eines Schiffsjungen noch mehr aufgestachelt wurde, so mußte ich ein scharfes Verhör aushalten, welchem ich männlichen, aber fruchtlosen Widerstand leistete. Die Dame, welche ihren Mann kannte, nahm die Miene der beleidigten Unschuld und der verläumdeten Tugend an, welcher sie durch Schluchzen, Thränen und Krämpfanfälle Nachdruck verlieh, so daß der verblüffte Ehemann nicht mehr wußte, woran er war, aber der Scene dadurch ein Ende machte, daß er mir kurz befahl, mich in meine Koje zu verfügen.

Dies geschah am Abend. Ich verließ bereitwillig aber höchst ärgerlich die Kajüte, das verdrüßliche Paar blickte sich jedoch so zornig an, daß ich einigermaßen für die Entwickelung fürchtete. Ich weiß nicht, was sich während der stillen Stunden dieser Nacht zutrug, aber die weibliche Schlauheit machte es ohne Zweifel möglich, Balsam auf das verwundete Herz des Capitains zu träufeln. Bei Tagesanbruch trat er mit dem Befehle aus der Kajüte, den schwatzhaften Schiffsjungen tüchtig durchzuprügeln und als Madam auf das Verdeck kam, sah ich auf den ersten Blick, daß ihre Herrschaft wieder fest begründet war. Auch ich wurde bei dieser Aussöhnung nicht übergangen. Im Laufe des Tages erhielt ich die Aufforderung, meine Verrichtungen an Bord wieder aufzunehmen, aber ich

weigerte mich trotzig. Meine Weigerung verursachte dem Capitain großes Unbehagen, denn er verstand nur wenig von der Schifffahrt und jetzt, wo wir uns den Bahama-Inseln näherten, war er meiner Dienste doppelt bedürftig. Der eifersüchtige Schlingel bat mich dringend, das Vergangene zu vergessen und mein Amt wieder anzutreten, aber ich blieb fest, besonders da mich seine Frau benachrichtigte, daß mein Nachgeben mit Gefahr verknüpft sein könne.

Am folgenden Tage kamen wir an dem „Loche in der Mauer" vorbei und steuerten auf Salt Kay los. Es wurde keine Höhenberechnung angestellt, und Niemand an Bord, außer mir, war im Stande, die Monddistanz aufzunehmen, was in unsrer Lage, zwischen unbekannten Inseln und Strömungen von der höchsten Wichtigkeit sein mußte. Ich wußte, daß dies den Schiffer beunruhigte, aber nach der bedeutungsvollen Warnung seiner Frau hielt ich es für klüger, mein Amt nicht wieder anzutreten. Trotzdem machte ich jedoch insgeheim meine Berechnungen und beobachtete den Lauf des Schiffes. Es verging noch ein Tag, ohne daß eine Höhenaufnahme stattgefunden hätte, aber um Mitternacht gelang es mir, verstohlen die Monddistanz zu beobachten, wodurch ich fand, daß wir dicht an den Cubariffen, ungefähr fünf Meilen von dem Cruz del Padre entfernt, dahintrieben.

Sobald ich meiner Sache gewiß war und die drohende Gefahr inne wurde, zauderte ich keinen

Augenblick, dem zweiten Offizier, der eben die Wache hatte, den Befehl zu ertheilen, alle Mann auf Deck zu rufen und das Schiff zu wenden. Zu gleicher Zeit befahl ich dem Mann am Steuer, die Galliote dem Winde gerade entgegen zu drehen.

Aber der auf sein Commando stolze, neue Maat weigerte sich, zu gehorchen, ehe der Capitain benachrichtigt wäre und wollte diesen auch nicht herbeirufen, da sich auf dem vorgeschriebenen Cours vor uns keine Gefahr zeigte. Aber die Zeit war kostbar. Ein Zaudern mußte unser Verderben herbeiführen. Da ich meiner Sache gewiß war, so kehrte ich mich plötzlich von den ungehorsamen Matrosen ab, und wendete das Schiff mit flappendem Topsegel, indem ich die Hauptbrasse schießen ließ. Dann befahl ich schnell der nach hinten eilenden Mannschaft, das große Segel zu reffen, aber ach — Keiner wollte gehorchen, und in der Verwirrung schickte mich der auf das Verdeck stürzende Capitain, der weder von den Umständen noch von der Gefahr etwas wußte, unter Flüchen über meine Einmischung in seine geschickte Leitung des Schiffes in meine Koje zurück.

Ich gehorchte achselzuckend, Einwendungen wären nutzlos gewesen. Die Galliote schnitt zwanzig Minuten lang in ihrem alten Laufe durch das Wasser, da rief der Ausgucker: „Scharf angeholt! Brandungsfelsen dicht am Bug!"

„Nieder mit dem Steuer!" brüllte der verwirrte

Untersteuermann, aber die Galliote verlor die Kraft der Fortbewegung, streifte, durch den Stoß erschüttert, einen schaumbedeckten Felsen und lief mit dem Hintertheile auf ein Riff auf, wo sie überall von sieben Faden Wasser umgeben war.

Jetzt herrschte allgemeine Verwirrung — die Segel flatterten um die knarrenden Masten, die Taue rissen und peitschten umher, die Brandung heulte, der Rumpf dröhnte, die Leute brüllten. Der Capitain erschien mit seiner Frau sofort auf dem Verdecke. Jeder befahl und Keiner gehorchte. Endlich rief die Dame: „Den Anker los!“ — Der verderblichste Befehl, der gegeben werden konnte — und Buganker und Teianker schossen hinab, so daß sich das Fahrzeug vor ihnen drehte und plötzlich an denselben stillstand. Es schien Niemand daran zu denken, die Segel zu reffen, um hierdurch das Ungestüm der über die unglückliche Galliote schießenden Sturzwellen zu vermindern.

Unser Mißgeschick ereignete sich gegen ein Uhr Morgens. Zu unserem Glücke war der Wind nicht stark und die See ziemlich ruhig, so daß wir unsere Lage erkennen und einigermaßen beherrschen konnten, aber Alles an Bord schien batavischer Dummheit und dem Schrecken überlassen zu sein.

Diejenigen, welche in der Gefahr ihre Ruhe bewahrten, während ihre Gefährten durch Furcht oder Mangel an Kaltblütigkeit entmannt wurden, werden

meine Gefühle begreifen. Meine Einmischung würde nichts genützt haben, da Niemand auf mich hörte. Endlich rief mich die Frau des Capitains, die wahrscheinlich von allen an Bord Befindlichen noch die meiste Fassung besaß, laut bei Namen, und bat mich in Gegenwart der jetzt auf dem Halbdeck zusammengedrängten sämmtlichen Offiziere und Matrosen, ihr Schiff zu retten.

Natürlicherweise ergriff ich sofort mein Amt. Sämmtliche Segel wurden gerefft, und die Anker aufgewunden, um das heftige Stampfen des Schiffes zu verhindern. Dann befahl ich die Boote auszusetzen, bemannte eins derselben und wies den Capitain an, in einem zweiten einen Ausweg aus der gefährlichen Falle zu suchen. Bei Tagesanbruch sahen wir, daß wir mit der Fluth über den äußeren Saum des Riffs gekommen waren, aber es hätte nichts genützt, wenn wir versucht hätten, das Schiff darüber zurück zu zwingen, da es bereits einen halben Fuß tief in die weichen, schwammigen Enden der Korallen eingedrungen war.

Kurz nach Sonnenaufgang erblickten wir in geringer Entfernung eins der, den Westindienfahrer so wohl bekannten, niedrigen, sandigen Inselchen, während sich weiter davon die schönen, blauen Umrisse der Gebirge von Cuba zum Himmel erhoben. Das Meer wurde weder durch Brandung noch durch Wellen stark in Bewegung gesetzt, aber während wir die von uns

für unbewohnt gehaltene Insel betrachteten, sahen wir plötzlich hinter einer Spitze derselben ein Boot hervorschießen und sich unserem Wrack nähern. Die Besuchenden waren fünf Mann stark, ihr schmuckes, schönes Boot führte einen vollständigen Apparat zum Fischen, und Vier von dessen Mannschaft sprachen nur Spanisch, wogegen uns der Führer oder Patron auf Französisch anredete. Sie trugen sämmtlich Flanellhemden, die vermittelst eines ledernen Gürtels festgeschnallt waren und als der Wind einmal plötzlich den Flanell zur Seite wehte, sah ich, daß sie lange Messer darunter verborgen hatten.

Der Anführer dieser Burschen erbot sich, uns zu helfen, wenn wir das Schiff erleichtern und die Ladung auf die Insel schaffen würden, wo sich, wie er sagte, eine Hütte befände, in welcher er für die Sicherheit unseres Gutes stehen wolle, bis wir das Schiff beim Vollmond von dem Riff flottmachen könnten. Er erbot sich ferner, uns aus dem gefährlichen Wasser herauszulootsen und dann sollten wir ihm für seine Bemühungen zum Bergen des Gutes tausend Dollars bezahlen.

Während der Führer mit Feststellung der Bedingungen beschäftigt war, durchstöberten seine Gefährten die Galliote, um sich mit unsrer Ladung und Ausrüstung bekannt zu machen. Endlich willigten der Capitain und sein Minister im Unterrocke ein, das Anerbieten der Strander anzunehmen, wenn unsere

Galliote am Abend mit der Rückkehr der Fluth nicht flott wäre und ich erhielt demgemäß den Auftrag ihnen diesen Entschluß mitzutheilen.

Sobald ich den Patron mit unsrer Einwilligung bekannt machte, nahm er plötzlich eine bedächtige Miene an und bestand darauf, daß das Geld nicht, wie früher, gefordert worden war, in Wechseln auf Havana, sondern an Ort und Stelle baar ausgezahlt werden solle. Ich hielt diese Forderung für vielbedeutend, und hoffte, daß die ehrlichen Associé's weder nachgeben noch eingestehen würden, daß sie im Stande seien, dies zu thun, sie willigten jedoch unglücklicher Weise ein. Das Kopfnicken und der Blick, welche ich sofort den Patron mit einem seiner Gefährten wechseln sah, überzeugte mich von der Unklugheit des Zugeständnisses und der Richtigkeit meines Verdachtes.

Die Fischer entfernten sich, um ihr Heil auf dem Meere zu versuchen, nachdem sie versprochen hatten, auf der Rückkehr zur Insel bei Sonnenuntergang wieder zu kommen. Wir verwendeten den ganzen Tag auf fruchtlose Versuche, die Galliote abzubringen oder einen Canal aufzufinden, so daß der Capitain, als die Spanier Nachmittags wiederkamen und ihr Anerbieten ziemlich gleichgültig wiederholten, mit einigem Eifer das Uebereinkommen für die Ausschiffung der Ladung in der Frühe des folgenden Morgens abschloß. Unser Capitain hatte die Insel im Laufe des Tages

besucht, und den Lagerplatz anscheinend sicher gefunden, und da alles Uebrige ein ehrliches Aussehen zeigte, so wünschte er das Ende der Nacht herbei, damit die Ausladung beginnen könne.

Die tropische Nacht floß in stiller Ruhe schnell dahin, und als ich bei Anbruch der Dämmerung nach dem Lande aufschaute, sah ich zwei fremde, sonderbar scheinende Boote in der Nähe der Insel vor Anker liegen. Da mir dies einige Unbehaglichkeit verursachte, so erwähnte ich es gegen den Capitain und seine Frau, die aber über meinen Verdacht lachten. Nach zeitig eingenommenem Frühstück fingen wir mit Hülfe der Fischer an, die schwersten Stücke unsrer Ladung auszuschiffen, es war jedoch wenig Aussicht vorhanden, daß wir unsre Arbeit im Laufe des Nachmittags vollenden würden. Bei Sonnenuntergang stellten wir unsre Rechnung auf, und da sich eine bedeutende Differenz zum Vortheile der Strander ergab so wurde ich an's Land geschickt, um den Irrthum zu ermitteln. Beim Landen wurde ich von mehreren neuen Gesichtern begrüßt. Ich bemerkte besonders einen Franzosen, den ich vorher noch nicht gesehen hatte. Er redete mich an und machte mir höflich das Anerbieten von Erfrischungen. Er besaß augenscheinlich das Wesen und die Sprache eines Gebildeten, und seine Gestalt und Physiognomie deuteten auf aristokratische Gewohnheiten und Herkunft, aber seine Züge und seine Hautfarbe trugen unverkennbare Zei-

chen des vorzeitigen Alters, welches stets die Folge eines ausschweifenden Lebens ist.

Der liebenswürdige Fremde lud mich nach einem köstlichen Geplauder in meiner Muttersprache, ein, die Nacht am Ufer zuzubringen. Ich lehnte es artig ab und stand, nachdem ich den Irrthum in Bezug auf die Ladung berichtigt hatte, im Begriff, mich wieder einzuschiffen, als sich mir der Franzose nochmals näherte und auf meinem Bleiben bestand. Ich weigerte mich auch jetzt noch, indem ich ihm sagte, daß mir meine Pflicht eine Abwesenheit vom Schiffe untersage. Nun theilte er mir mit, daß mein Landsmann, der Patron, den Befehl zurückgelassen habe, mich am Lande zu behalten, wenn ich aber darauf bestehe, zu gehen, so würde ich es wohl zu bereuen haben.

Ich trat lachend in mein Boot und erfuhr, als ich die Galliote erreichte, daß unser Capitain unkluger Weise die Kostbarkeit unsrer Ladung eingestanden hatte.

Ehe der Patron an diesem Abend das Schiff verließ, nahm er mich bei Seite und fragte mich, ob ich die Einladung erhalten, die Nacht auf der Insel zu verbringen und warum ich sie nicht angenommen habe. Er redete mich zu meinem großen Erstaunen im reinsten Italienisch an, und als ich ihm für sein Anerbieten dankte, überschüttete er mich mit Fragen über mein Vaterland, meine Eltern, mein Alter, meine Lebenszwecke und meine Aussichten. Ein paar Mal rief er dazwischen aus: „Armer Junge! Armer

Junge!“ Als er über den Schiffsrand trat, um in sein Boot zu steigen, bot ich ihm die Hand, und er versuchte sie zuerst zu ergreifen, besann sich aber und stieß sie zurück, worauf er mit einem barschen „No, Addio!“ von der Galliote forteilte.

Ich konnte nicht umhin, diese Dinge während der glühenden Dämmerung mit einander in Verbindung zu bringen. Es schien mir, als ob ich mich in einem kalten Schatten befinde, und ich wurde durch ein unüberwindliches Gefühl einer drohenden Gefahr beängstigt. Ich versuchte mich dadurch zu beruhigen, daß ich die Anzeichen mit dem Capitain besprach, aber der phlegmatische Holländer lachte mich nur wegen meines Verdachtes aus und hieß mir meine Aengstlichkeit verschlafen.

Als ich die erste Wache aufsetzte, trug ich Sorge alle werthvollen Kisten in den Raum bringen zu lasse und dem Ausgucker zu befehlen, daß er beim erste Zeichen der Annäherung eines Bootes die ganze Mannschaft auf das Verdeck rufen solle. Wenn wir mit Waffen versehen gewesen wären, so hätte ich die Mannschaft zur Vertheidigung bewaffnet, aber unglücklicher Weise hatten wir an Bord nicht einmal eine rostige Flinte oder einen Säbel.

Wie wunderbar ruhig war die ganze Natur in jener Nacht! Kein Lufthauch, kein Wellchen kräuselte das Wasser. Der Himmel funkelte von Sternen, als ob das Firmament mit Silberstaub überstreut wäre.

Der volle Mond hing in seiner glühenden Scheibe funfzehn bis zwanzig Grad über dem Horizont. Ich lehnte mit dem Ellenbogen auf dem Schiffsgeländer und beobachtete das Rollen des Schiffes, das sich auf der langsamen und trägen Deining gemächlich von einer Seite zur andern schwang, und die tiefe Stille lastete schwer auf meinen ermüdeten Gliedern und Augen. Außer der Wache waren Alle zur Ruhe gegangen, und ich verfügte mich ebenfalls nach meiner Koje, um meine Sorgen zu verschlafen. Aber die ruhige Nacht in der Nähe des Landes hatte meine Schlafstelle mit lästigen Insekten angefüllt, so daß ich den Rückzug antreten und mich in das Takelwerk des Stagsegels zu flüchten, genöthigt war, wo ich, in die kühle Leinwand gehüllt, in kürzerer Zeit einschlummerte, als ich zur Erzählung gebraucht habe.

Trotz meiner aufregenden Befürchtungen überfiel mich sofort ein Schlummer, der eher der Starrheit der Betäubung, als dem natürlichen Schlafe glich. Ich rührte mich nicht und hörte nichts, bis ich gegen zwei Uhr durch einen gellenden Schrei auf dem Verdeck ermuntert wurde. Der Mond war untergegangen, aber es gab noch so viel Helligkeit, um mir das Achterdeck, mit Menschen gefüllt, zu zeigen, obschon ich weder deren Gestalten noch Bewegungen erkennen konnte. Fortwährend drang flehendes Rufen und das Stöhnen von Verwundeten oder Sterbenden zu mir. Ich schüttelte so schnell und so gut als möglich die Last

meines todtähnlichen Schlummers ab, und strengte mich an, den Alp zu verscheuchen. Der Versuch überzeugte mich, daß es Wirklichkeit und kein Traum sei! Im Moment zeigte mir die Geistesgegenwart, welche mich nie verlassen hat, das Mittel zum Entrinnen. Ich erfaßte ein Tau, mit dessen Hülfe ich mich so still als möglich in das Wasser niederließ und den Weg nach dem Strande einschlug. Es war zur rechten Zeit geschehen. Mein Fall in das Meer hatte trotz meiner Vorsicht einiges Geräusch gemacht, und eine rauhe Stimme rief mir auf Spanisch zu, zurückzukommen, wenn ich nicht erschossen sein wolle.

Als ich meine Laufbahn zur See begann, hatte ich mich bemüht, ein guter Schwimmer zu werden, und die so erlangte Geschicklichkeit leistete mir jetzt gute Dienste. Sobald die Stimme auf dem Verdeck schwieg, blieb ich ruhig auf dem Wasser liegen, bis ich auf dem Bug der Galliote einen Blitz erblickte, dem ich eine höfliche Verbeugung machte, indem ich tief untertauchte. Diese Operation wiederholte ich mehrere Male, bis ich mich in der dunklen Ferne verlor, aber ich darf auf die Geschicklichkeit, mit welcher ich den Flintenkugeln auswich, nicht eben stolz sein, da seitdem manche harmlose Ente auf gleiche Weise meinem Ziele entronnen ist.

Nachdem ich ungefähr zehn Minuten geschwommen war, legte ich mich auf den Rücken, um auszuruhen, und einen frischen Anlauf zu nehmen. Es war so

finster, daß ich die Insel nicht erblicken konnte, da ich jedoch die Masten der Galliote sich noch gegen den Himmel abzeichnen sah, so setzte mich dies in den Stand, den Weg nach dem Lande zu finden. Da ich bis auf die Hosen nackt war, so wurde mir das Schwimmen nicht schwer, so daß ich den Strand in weniger als einer halben Stunde erreichte, wo ich sofort ein dichtes Manglegehölz als Zufluchtsort wählte.

Ich war noch keine fünf Minuten in diesem düstren Dickicht, als ich von einem solchen Schwarme von Moskitos angefallen wurde, daß ich mich gezwungen sah, wieder zum Ufer zu eilen und in das Wasser zu springen. Auf diese Art wurde ich die ganze Nacht hindurch gepeinigt. Bei Tagesanbruch zog ich mich wieder in das Gehölz zurück, und als ich den höchsten Baum erklettert hatte — dessen Höhe jedoch nicht mehr als zwölf Fuß über dem Sande betrug — sah ich auf dem stillen Meeresspiegel den abgetakelten Rumpf meiner Heimath der vergangenen Tage von einer Menge von Booten umringt, die sich schnell mit dem geraubten Gute füllten. Es lag auf der Hand, daß wir die Beute von Piraten geworden waren, aber ich konnte noch immer nicht begreifen, warum ich bei dieser Metzelei ausersehen worden war, die Zeichen besorgter Theilnahme zu empfangen, welche mir der Patron und sein französischer Kamerad auf der Insel zu erkennen gegeben hatten. Ich blieb den ganzen Vormittag in meiner unbequemen Lage und beobachtete

ihre Bewegungen, wobei ich von Zeit zu Zeit meine vertrockneten Lippen dadurch erfrischte, daß ich die bittren Beeren der Büsche kaute. Das Tageslicht war mit seiner Hitze ebenso unerträglich, wie die Nacht mit ihren giftigen Insekten. Die tropische Sonne und ihr funkelnder Wiederschein von einer wellenlosen See, fielen wie siedendes Oel durch die ruhige Luft auf meine nackte Haut. Mein Durst war quälend. Als sich der Nachmittag zu Ende neigte, sah ich, wie mehrere Boote den erleichterten Rumpf unsrer Galliote nach Südosten von der Insel schleppten, bis er hinter einer Spitze derselben verschwand. Bis zu diesem Augenblicke war mir meine Standhaftigkeit noch treu geblieben, aber als ich das letzte Stück Holz meines Schiffes aus den Augen verlor, gewann die Natur die Oberhand. Jede Hoffnung, meine alten Kameraden wieder zu erblicken, war dahin; ich sah mich vollkommen allein. Wenn diese Erzählung eine sentimentale Beichte sein sollte, so könnte der Leser das düstere Schauspiel eines gequälten Gewissens beschrieben sehen, und ich schäme mich nicht, einzugestehen, daß mein trostloses Herz nicht eher Beruhigung fand, als bis ich zu meinem Schöpfer gebetet hatte, daß der Untergang so vieler Menschenleben nicht der böswilligen Absicht eines stolzen und trotzigen Charakters zugeschrieben werden möge.

Viertes Kapitel.

So verfloß der Tag. Als die Sonne im Westen unterging, fing ich an, darüber nachzudenken, wie ich die Ruhe erlangen könne, deren ich für Geist und Körper so sehr bedurfte. Mein Körper war durch den Mangel an Nahrung und Trank fast erschöpft, und die furchtbare Tragödie der vergangenen Nacht erschütterte meine Nerven weit mehr, als irgend eins der erschütternden Schauspiele, welche ich seitdem erlebt habe. Es war mein erstes mit Gefahr und Blutvergießen verknüpftes Abenteuer, und meine Seele schauderte unter den natürlichen Gefühlen zurück, welche die Tugend bei ihrem ersten Zusammentreffen mit dem groben Verbrechen empfindet.

Um der unabläßigen Peinigung der Insekten zu entgehen, hatte ich mich eben entschlossen, meinen nackten Körper in den Sand zu vergraben, und mir den Kopf mit dem einzigen Kleidungsstück, welches ich

besaß, zu bedecken, als ich in dem benachbarten Gebüsch einen Lärm hörte, und einen großen, bösartigen Hund mit der Nase an der Erde, augenscheinlich in der Verfolgung eines Wildes oder einer Beute begriffen, schnell im Zickzack herbeilaufen sah. Ich konnte mich über den Zweck seiner Jagd nicht täuschen. Mit der Behendigkeit eines Harlekins sprang ich auf meinen freundschaftlichen Baumsitz, gerade zu rechter Zeit, um mich vor seinen Zähnen zu bewahren. Das in seiner Erwartung getäuschte, grimmige Thier bellte wüthend und machte einen Lärm, der sofort von drei andern Hunden beantwortet wurde, die kurz darauf von zwei Bewaffneten gefolgt, unter meinem Baume erschienen. Die Jäger zeigten kein Erstaunen darüber, daß sie mich fanden, da ich in der That das Wild war, welchem sie nachgespürt hatten. Sie befahlen mir herabzukommen und dann langsam vor ihnen herzugehen, wobei sie mich besonders vor einem Fluchtversuche warnten, da mich sonst die Hunde auf der Stelle in Stücke reißen würden. Ich sagte meinen Wächtern, daß ich natürlicher Weise nicht so thöricht sein werde, auf einem öden, eine halbe Meile breiten Sandinselchen, den Versuch zu machen, solchen Caballeros, wie sie seien, zu entfliehen, besonders da ich nur bei den Fischen des Meeres eine Zuflucht suchen könne. Die Fassung und gute Laune, womit ich antwortete, schien die mürrischen Bösewichter etwas zu besänftigen, und wir gelangten bald zu einem Hause,

wo ich den Befehl erhielt, mich zu setzen, bis sich die ganze Gesellschaft versammelt haben würde. Nach einiger Zeit luden sie mich ein, an ihrer Abendmahlzeit Theil zu nehmen.

Das pikante Fricassée, woraus unser Mahl bestand, löste ihnen die Zungen, so daß ich im Verlaufe des Gesprächs erfuhr, daß mich meine Verfolger seit dem frühen Morgen gesucht hätten, obgleich man kaum glaubte, ich könne den Schüssen entgangen oder in der Finsterniß unter den Haifischen eine volle Meile weit geschwommen sein. In Folge hiervon wagte ich es, einige gewöhnliche Fragen zu thun, erhielt aber schnell die Nachricht, daß man die Neugierde auf den Sandinseln um Cuba für sehr ungesund halte.

Bei Sonnenuntergang war die ganze Piratengemeinde der kleinen Insel beisammen. Sie bestand aus zwei Abtheilungen, von denen jede ihren eignen Anführer hatte. Beide Banden standen augenscheinlich unter dem Befehle des Eigenthümers des Rancho, und in diesem erkannte ich den Patron, der sich so angelegentlich nach meiner Biographie und meinen Aussichten erkundigt hatte. Seine Kameraden redeten ihn entweder als el senor patron oder Don Rafael an. Die malerische Gruppe der Piraten nahm mich in sehr genauen Augenschein und zog sich in das Innere des Rancho, — einer aus Planken und Segeln, die von Wracks geborgen worden waren, errichteten Hütte — zurück. Meine Wache bestand aus einem einzigen

Taugenichts, der sich damit unterhielt, daß er einen langen Dolch auf einem Schleifstein wetzte, und dessen Schärfe an einem einzelnen Haar und dann an seinem Finger versuchte. Von Zeit zu Zeit schnitt mir der Schurke ein Gesicht und fuhr sich mit dem Rücken der Waffe über die Kehle.

Die Unterhaltung im Innern, von welcher, wie ich wußte, mein Schicksal abhing, dauerte lange. Ich konnte deutlich das laute Murmeln des Gesprächs vernehmen, wenn es mir auch nicht möglich war, die Worte zu unterscheiden. Eine Phrase entging mir jedoch nicht, und deren Bedeutung erwies sich als besonders interessant für mich: — „Los muertos no hablan, (die Todten plaudern nichts aus!") sagte der französische Dandy.

Es dürfte schwer sein, sich eine qualvollere Lage für einen gesunden, hoffnungsvollen Jüngling zu denken. Ich war halb nackt, meine Haut von der Sonne, dem Sande und dem Salzwasser zerrissen; zu meinen Füßen lagen vier Bluthunde bereit, mich auf den Befehl eines Bösewichtes bei der Gurgel zu packen, ein Pirat hielt, mit dem Messer in der Hand, Wache bei mir, während eine Jury von Bukaniers in Gehörweite über mein Schicksal berieth. In Dante's Hölle konnte es wohl kaum mehr Qualen geben.

Das Flibustier-Conclave dauerte eine gute Stunde, ohne daß es zu einem Beschlusse gekommen wäre. Endlich stürzte der Patron Rafael mit einem Reiterpistol

aus dem Rancho, rief meinen Namen und warf mich mit einem kräftigen und unwiderstehlichen Griffe hinter sich. Dann stellte er sich den beiden Banden mit einem fürchterlichen Fluche gegenüber und schwur ihnen Rache, wenn sie auf dem Tode seines Neffen bestehen würden.

Bei dem Worte „Neffe" standen Alle mit erstaunten Mienen still, und willigten, indem sie dem aufgeregten Manne ihr Interesse zu erkennen gaben, ein, seinen wiedergefundenen Verwandten zu verschonen, obschon sie darauf bestanden, daß ich schwören solle, den Vorfall, bei welchem ich ein unwillkührlicher Zeuge gewesen war, niemals zu verrathen. Ich willigte ohne Zaudern in die Forderung und schüttelte Jedem der Anwesenden, mit Ausnahme der Schildwache, von welcher ich später zu sprechen haben werde, die Hand.

Es ist erstaunlich, welcher Umschlag in dem Betragen, wo nicht in den Gefühlen plötzlich unter der Menschenklasse stattfinden kann, unter welche mich das Schicksal geworfen hatte. Noch vor zehn Minuten dürsteten sie nach meinem Blute, nicht aus persönlichem Haß, sondern in Folge vollkommener Gleichgültigkeit gegen das Menschenleben, sobald Jemand ihren eignen Hoffnungen oder ihrer Sicherheit im Wege stand. Jetzt wetteiferten diese Abenteurer mit einander im Auffinden von Gegenständen um meine Blöße zu bedecken und es mir bequem zu machen. Sobald ich gekleidet war, wurde verkündet, daß das

Abendessen bereit sei, und ich erhielt fast einen Ehrenplatz an dem reichlich mit frischen Fischen, Sardinen, Oliven, Schinken, Käse und einem ansehnlichen Vorrathe von gutem Rothwein besetztem Tische.

Das Gespräch fiel natürlicher Weise auf mich, und es wurden einige scherzhafte Anspielungen auf Kosten Rafael's und in Bezug auf den Verwandten gemacht, der so plötzlich wie ein Pilz aus diesem Blutmeere aufgeschossen war.

„Caballeros!“ rief Don Rafael leidenschaftlich, „Sie scheinen an meinen Worten zweifeln zu wollen. Vielleicht beliebt es Ihnen nicht mehr, mich als Ihren Anführer zu betrachten? Wir haben vier Monate Brot mit einander gebrochen, wir haben gleiche Gefahren mit einander bestanden und die Beute ehrlich getheilt, soll ich jetzt offen Lügen gestraft werden? Ha!“ sagte er vom Tische aufstehend, und schritt unter heftigen Geberden im Zimmer auf und ab, „wer wagt es, an meinem Worte zu zweifeln und mir die Niederträchtigkeit einer Lüge zuzutrauen? Sind Sie betrunken? Kann der Wein Sie wahnsinnig gemacht haben?“ und hier ergriff er eine Flasche, schmetterte sie zu Boden und stampfte wüthend mit den Füßen. „Hat das Blut der vergangenen Nacht Ihre Nerven in Unordnung gebracht und Sie rasend gemacht? Basta! basta! Lassen Sie mich kein Wort des Zweifels in Bezug auf diesen Jüngling weiter hören. Der Erste, der eine ungläubige Miene zeigt, soll ent-

weder mich auf der Stelle tödten, oder von meiner Hand fallen!"

Ich gestehe, dies klingt etwas melodramatisch, aber meine Erfahrung hat mir gelehrt, daß bei solchen Schurken, wie sie meinen Retter umringten, ein zu rechter Zeit angenommener kühner und trotziger Ton der Herausforderung gerade die größte Wirkung hat. Obige Worte wurden mit so ungeheuchelter Heftigkeit und Entschlossenheit gesprochen, daß Niemand an seiner Aufrichtigkeit zweifeln, oder glauben konnte, daß er eine künstliche Rolle spiele. Sobald er jedoch geendet hatte, trat der Anführer der zweiten Bande, der bis jetzt höchst gleichgültig seine Cigarre geraucht und Don Rafaels Rede anscheinend durch kleine Rauchwölkchen interpunktirt hatte, zu meinem neuen Onkel und sagte, indem er ihm die Hand auf den Arm legte:

„Amigo, Ihr nehmt den Scherz zu ernst auf. Niemand von uns beabsichtigt, dem Jungen ein Leid zu thun, oder an Euren Worten zu zweifeln. Laßt Euch rathen — beruhigt Euch, zündet ein Cigarillo an, leert einen Becher Wein und laßt die Sache fallen."

Aber diese Art der Beruhigung war für meinen aufgeregten Onkel zu schnell. Menschen seines Charakters müssen stufenweise besänftigt werden, denn ich habe oft die Bemerkung gemacht, daß sie, wenn sie ihren Zweck zu leicht erreichen, selbst Hindernisse auf-

thürmen und neue Streitpunkte hervorsuchen, so daß endlich der sanfteste und nachgiebigste Geist zu heftigem Widerstand aufgereizt werden kann.

„Nein, Caballeros!“ rief Don Rafael. „Ich will weder ein Cigarillo anzünden, noch Wein trinken, noch mich beruhigen, oder eine andere Genugthuung für diese Beleidigung annehmen, als daß Sie sich dieses schmählichen Verdachtes wegen selbst verurtheilen, wenn ich die Wahrheit meiner Behauptungen in Bezug auf diesen Knaben beweise. Ein Mann, an dem ein Zweifel haftet, hat an der Spitze solcher Männer wie Sie, nichts zu thun. Entferne Dich, Theodor, wo Du nichts hören kannst,“ fuhr er, auf die Thüre von Segeltuch zeigend, fort, „entferne Dich, bis ich diese Menschen überzeugt habe, daß ich Dein Onkel bin.“

Ich erfuhr später, daß Rafael, sobald ich das Zimmer verlassen hatte, den Strandern meinen Namen, Geburtsort und meine Verwandtschaft nannte und den zweiten Patron, Mesclet, der Italienisch sprach, aufforderte, mir zu folgen und mich über die Richtigkeit seiner Angaben zu befragen.

Mesclet führte seine Aufgabe auf freundschaftliche Weise aus, indem er das Gespräch mit der Frage eröffnete, wie meine Eltern hießen und dann, wie viele Onkel von mütterlicher Seite ich habe. Meine Antworten schienen befriedigend zu sein.

„Ist einer Ihrer Onkel ein Marineofficier ge-

wesen," fragte Mesclet, „und wo befindet er sich jetzt?" Ich erklärte, daß der einzige Onkel, den ich auf der See habe, seit langer Zeit von seiner Familie fern sei. Ich habe ihn jedoch ein Mal in meinem Leben gesehen, nämlich auf seiner Reise nach Marseille im Jahre 1815, wo er sich nach dem caraibischen Meere eingeschifft habe, und seitdem sei mir keine Nachricht über den Wanderer zu Ohren gekommen. Wenn ich damals mit der französischen Literatur vertraut gewesen wäre, so hätten mir vielleicht meine Verwandtschaftsabenteuer in Ferrol und auf dieser Sandinsel Molières' Satire in's Gedächtniß gerufen:

„De moi je commence à douter tout de bon;
Pourtant, quand je me tâte et que je me rapelle,
Il me semble que je suis moi!" *)

Mesclet's Bericht befriedigte die Spötter vollkommen, und das geheimnißvolle Drama verschaffte mir bei den Flibustiern sofort eine Stellung, wie ich sie selbst durch wichtige, ihnen geleistete Dienste nicht hätte erlangen können. Der Abend wurde mit einem allgemeinen Anstoßen der Gläser beschlossen und dann verfügten sich Alle zu ihren Betten oder Wolldecken unter Moskitonetzen, während die Bluthunde an der Thüre an die Kette gelegt wurden, um das doppelte

*) „Ich fange, an mir selbst zu zweifeln, wirklich an,
Doch wenn ich ich mich betaste und mich besinne,
Scheint mir's, als wär ich ich!"

Amt von Schildwachen und Leibwächtern zu versehen.

Ich hoffe, es wird Wenige geben, die mir nicht die Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, zu glauben, daß ich, als ich meine müden Glieder auf das mir für diese Nacht angewiesene harte Lager streckte, an meinen Gott im Himmel und meine Heimath in Toscana dachte. Es war die erste Nacht, welche ein unschuldiger Jüngling unter Verbrechern verbrachte, deren Hände noch von dem Blute seiner Kameraden dampften. In dieser Zeit des Mannesalters ist man schon für das Geschenk des nackten Lebens dankbar. Es ist so köstlich zu leben, zu athmen, das Dasein auf dieser herrlichen Erde zu besitzen, selbst wenn es unter Missethätern zugebracht werden müßte. Man hat noch immer die Zukunft vor sich, und die Hoffnung, die schöne Göttin der Gesundheit und der Begeisterung, flößt den Nerven die Kraft ein, das gegenwärtige Uebel zu bekämpfen.

Ich legte mich voll Dank gegen Gott nieder, aber ich konnte nicht schlafen. So körperwund und ermüdet ich auch war, fand ich es doch unmöglich, meinen Geist so weit zu beruhigen, um einzuschlummern. Das Benehmen Rafaels erfüllte mich mit Verwunderung. Ich konnte mir nicht erklären, wie ihm meine Lebensgeschichte bekannt geworden sei und eben so wenig sein Aussehen mit dem meines Oheims, der vor so langer Zeit nach Südamerika gegangen

war, in Einklang bringen. Tausend Gedanken drängten sich in meinem Kopfe bunt durch einander und in der Mitte derselben schlief ich ein. Meine Bewußtlosigkeit dauerte jedoch nur kurze Zeit; mein Puls klopfte heftig, meine Haut zeigte jedoch keine Fieberhitze. Die Tragödie der Galliote wurde nochmals vor meinem Geiste aufgeführt. Die Gespenster der gemordeten Frau und der Mannschaft standen blutbedeckt neben meinem Bett, während ein Chor von Teufeln in Matrosenkleidung brüllte, daß ich die Ursache des Unterganges der Galliote und des Blutbades wäre. Dann umklammerte das unglückliche Weib meinen Hals und schmiegte sich an meine Brust, wobei sie mich mit Blut bespritzte, das aus ihren leeren Augenhöhlen strömte, und flehte mich an, sie zu retten, bis ich schreiend und keuchend von dem schreckensvollen Alp erwachte. Solche Träume suchten mein Lager fast während der ganzen Zeit heim, welche ich unter diesen Abenteurern zubringen mußte.

Ich dankte Gott für die Kürze der tropischen Nacht. Der erste Lichtschimmer fand mich wach und sobald ich einen Gefährten zur Beruhigung der Hunde vermögen konnte, eilte ich an das Meer, um mich durch ein köstliches Bad in der Brandung zu erfrischen. Ich befand mich auf einer elenden Sandbank, deren Oberfläche kaum mit Erde bedeckt war, aber in diesem üppigen Lande des Regens und Sonnenscheines bedarf die Natur nur des geringsten An-

haltepunktes, um ihre großartige Erzeugungskraft zu entfalten. Die sandige Insel zeigte die schönsten Haine reichen, mit breitblättrigen Rankengewächsen durchwebten Unterholzes, in deren Schatten das frische Gras vom Morgenthau funkelte. In diesen Gegenden sind die Mittagsstunden eine Zeit drückender Mattigkeit, aber der Morgen und der Abend, mit ihrer Dämmerung, ihren verlängerten Schatten und der tiefstehenden Sonne, sind Züge der Schönheit, die oft weniger empfängliche Gemüther als das meine berauscht haben. Das Bad, die Seeluft, die wiedererwachte Natur gaben meinen erschütterten Nerven wieder Stärke, so daß ich, als ich den Rancho erreichte, zu jeder Arbeit bereit war, welche man mir auftragen würde. Die beiden Abtheilungen waren bald nach Tagesanbruch mit Sägen und Aexten in ihren Booten fortgefahren, aber Rafael hatte bei meinem rohen Wächter den Befehl zurückgelassen, daß ich demselben bei der Zubereitung des Frühstücks, das gegen elf Uhr fertig sein mußte, helfen solle.

Ich habe den eigentlichen Namen dieses Burschen, der ein Spanier war und unter uns den Spitznamen Gallego führte, niemals erfahren. Gallego war von hübschem Wuchse, symmetrisch und kräftig gebaut, schlank und gewandt, aber sein Kopf und Gesicht waren die abstoßendsten, die ich jemals erblickt habe. Er war, so weit der bloße Umriß des Gesichts in Betracht kommt, nicht gerade häßlich, aber seine

Wangen zeigten eine so wassersüchtige Aufgedunsenheit, seine Gesichtsfarbe eine so unveränderliche Blässe, sein Auge einen so lauernden Blick und seine scharfgeschnittenen Lippen so viel Sinnlichkeit, daß ich bei dem Bewußtsein, daß er meine tägliche Gesellschaft bilden solle, erbebte. Seine Kleidung und seine Haut trugen die Spuren der Unreinlichkeit und seine rauhe und mürrische Stimme verriethen das bittre Herz, das die Maschinerie des rohen Geschöpfes in Bewegung hielt.

Unter diesem erbärmlichen Menschen als chef de cuisine wurde ich zum Posten eines Kochsmaat erhoben.

Ich fand, daß unter einigen Zwergbäumen bereits ein Feuer angezündet und ein Kessel zum Kochen darüber aufgehängt worden war. Gallego befahl mir, ihm in ein Dickicht in einiger Entfernung von dem Rancho zu folgen, wo wir die durch ein großes getheertes Segeltuch geschützte Vorrathskammer der Flibustier reich mit Butter, Zwiebeln, Gewürzen, gesalzenen Fischen, Schinken, Speck, Reis, Kaffee, Wein und allen Erfordernissen eines guten Lebens versehen fanden. In den Ecken sah ich Fernröhre, Compasse, Seekarten, Bücher und eine Anzahl feiner Kajütenmöbel am Boden verstreut. Aus Löchern, welche in den Sand gegraben waren, erhielten wir eine genügende Menge Wasser zum Kochen und zum Trinken, und wir kühlten die Getränke dadurch ab, daß wir sie

im Zuge in porösen Gefäßen aufhingen, die in ganz Westindien unter dem Spottnamen von Affen bekannt sind. Die vielen Dickichte lieferten uns Brennholz und es fehlte uns auch nicht an einem rohen Garten, wo die Bande spanischen Pfeffer, Liebesäpfel und Pfeffermünze baute. Nachdem wir die Oertlichkeit in Augenschein genommen hatten, trat ich mit meinem widerwärtigen Wächter den Rückweg an, um dessen praktischen Unterricht in der Piratenkochkunst zu genießen.

Es ist erstaunlich, wie gut es diese umherschweifenden Taugenichtse verstehen, schmackhafte Gerichte zu bereiten und mit welchem Behagen sie ihr Mahl verzehren können. Die Kitzelung des Gaumens ist einer der Hauptzwecke ihres blos thierischen Lebens, und sie pflegen mit einem Koch versehen zu sein, der für einen Restaurateur zweiten Ranges völlig ausreichen würde. Unser Frühstück von in Wein gedämpften Kabliaus, schneeigem, gekörntem Reise, köstlichen Tomaten und geröstetem Schinken war tadellos. Der Kaffee war bereits bei Tagesanbruch getrunken worden, so daß sich meine Kameraden bei diesem Mahle mit zahlreichen Gläsern Wein begnügten und dann den Morgen bei Rum und Cigarren beschlossen.

Um zwei Uhr war das Frühstück vorüber und die Mehrzahl der gesättigten Abenteurer hatte sich zu einer Siesta während der drückenden Hitze entfernt. Ein Paar der Kräftigsten nahmen Musketen und be-

gaben sich nach dem Strande, um Möven und Haifische zu schießen. Gallego und ich wurden in unsren Küchenhain geschickt, um unsre Kochgeräthschaften zu reinigen und schließlich vertraute man mir, als dem Jüngsten, das ehrenvolle Amt an, die Bluthunde zu füttern.

Als ich, nachdem meine Verrichtungen zu Ende waren, eben im Begriff stand, dem Beispiele meiner Vorgesetzten zu folgen und eine Siesta zu halten, trat mir Don Rafael aus der Thüre entgegen und deutete mir, ohne ein Wort zu sprechen, an, ihm in's Innere der Insel zu folgen. Nachdem wir eine, zwei- bis dreihundert Schritte von dem Rancho entfernte, abgelegene Stelle erreicht hatten, zog mich Rafael neben sich im Schatten eines Baumes nieder und sagte sanft lächelnd, er vermuthe, ich sei über die Ereignisse der letzten vier Tage wenigstens verwundert. Ich mußte gestehen, daß ich zu wenig Anderem als zum Erstaunen Veranlassung darin finden könne, und nahm mir die Freiheit, dem Don diese Thatsache einzuräumen.

„Nün," fuhr er fort, „ich habe Dich hierher geführt, um Dir einen Theil des Räthsels zu lösen, und besonders um Dir begreiflich zu machen, warum ich mich gestern Abend zur Rettung Deines Lebens für Deinen Onkel ausgegeben habe. Ich war dazu verpflichtet, Junge, und **voto à Dios!** ich würde eher die Junta — die Bluthunde und alle Anderen — be-

kämpft haben, als Dir ein Haar auf dem Kopfe krümmen lassen."

Don Rafael theilte mir mit, daß er, sobald er einen Blick auf mein Gesicht geworfen, als er am Morgen unsres Mißgeschicks an Bord der Gallin[illegible] kam, die Züge eines alten Waffenbruders erkannt habe. Die Aehnlichkeit hatte ihn veranlaßt, am Abend des Ueberfalles besonders mit mir zu sprechen, was seine Vermuthung zur Gewißheit erhob.

Wenn ich die Lebensgeschichte Don Rafaels anstatt meiner eigenen schriebe, so könnte ich eine unterhaltende und belehrende Erzählung geben, welche zeigen würde, wie, nach seinem Vorgeben, jene mächtigen Führer der Verbrecher, „die Umstände", ihn aus einem ganz achtungswerthen Glückssoldaten in einen echten Bukanier verwandelt hatten. Er sagte mir, daß mein Onkel in der alten Welt sein Schulkamerad und Berufsgefährte gewesen sei. Als der südamerikanische Unabhängigkeitskrieg der Hülfe von Abenteurern zur Herbeiführung eines glücklichen Ausganges bedurfte, liehen Don Rafael und mein Onkel den mexikanischen Revolutionärs ihre Schwerter, und erhielten dafür den Lohn, welcher den Patrioten für diese freundschaftliche Aufopferung zu Theil zu werden pflegt. Die Undankbarkeit der Republiken ist sprüchwörtlich geworden und ach! — Mexiko war eine Republik.

Nach manchem Glückswechsel fiel mein armer

Onkel, wie es scheint, in einem Duell, bei welchem Don Rafael die berufsmäßige Rolle „seines Freundes" spielte. Mein Verwandter starb natürlicher Weise wie ein „Ehrenmann", und Don Rafael selbst wurde kurz darauf das Opfer der „Umstände," was ihn schließlich in den Stand setzte, meine Schiffskameraden zu ermorden und mir das Leben zu retten.

Ich muß gestehen, daß ich diesen leichtfertigen Ton mit einer Beimischung des Bedauerns anwende, denn ich glaubte während unsrer Unterhaltung Gewissensbisse zu gewahren, die bewiesen, daß es unter den Hefen in diesem verdorrten Herzen noch einige kostbare Tropfen der Männlichkeit gab, die seine Wangen vor Scham über unsre Umgebung röthen konnten. Ja, beim Erzählen seiner Geschichte gab er sich mehrere Male leidenschaftlichen Ausbrüchen des Schmerzes hin, welche mich überzeugten, daß Don Rafael, wenn er sich in Paris befände, ein höchst achtbarer Bürger gewesen sein würde, während es unzweifelhaft im nämlichen Augenblick in Paris viele achtungswerthe Bourgeois gab, die ihre Läden aufgegeben hätten, um Don Rafaels in Cuba zu werden! Das ist das Leben — und die „Umstände!"

Unsre Unterhaltung nahm einen großen Theil des Nachmittags in Anspruch. Sie erreichte ihr Ende mit dem Rathe meines Freundes, in meinem Betragen vorsichtig zu sein, und der Ermunterung, mich mit

dem Gedanken zu trösten, daß er nicht beabsichtige, mich lange auf der Insel bleiben zu lassen.

„Du siehst," sagte er, „daß es mir weder an der Kraft des Auges und der Stimme, noch an persönlichem Einflusse auf diese Schurken fehlt, aber ich weiß nicht, ob ich stets im Stande sein werde, einem Freunde zu dienen, oder ihn zu retten, so daß Dein Schicksal in hohem Grade von Deiner eignen Vorsicht abhängt. Menschen in unsrer Lage sind Ismaeliten. Unsre Hände sind nicht allein gegen Alle, wie die Aller gegen uns erhoben, sondern wir wissen auch nicht, in welcher Minute wir selbst Alle einander gegenüber stehen können. Die Macht der Gewohnheit des Befehlens kann einem Anführer solcher Menschen viel nützen, aber ein solcher darf weder wanken noch eine Täuschung ausüben. Daher hüte Dich! Keine Deiner Handlungen darf meinen Plänen hinderlich sein. Laß sie nie die Wahrheit in Bezug auf unsre Verwandtschaft ahnen. Nenne mich Onkel, wie Du für mich stets Theodor sein wirst. Frage nicht; sei höflich, heiter und dienstfertig im Rancho; schließe keine Vertraulichkeit oder Freundschaft mit irgend einem Mitgliede der Bande; unterdrücke Deine Gefühle und Deine Thränen, wenn Du jemals findest, daß sie Dir zu den Lippen oder in die Augen steigen; sprich so wenig als möglich, weiche dem glattzüngigen Franzosen aus, bleibe fern von unsren Gelagen und enthalte Dich gänzlich des Weines."

„Ich ermahne Dich besonders, gegen Gallego, unsren Koch, auf der Hut zu sein. Er hat unsre schmutzigen Arbeiten zu besorgen — er ist ein schmählicher Feigling, aber rachsüchtig wie eine Katze. Wenn Du jemals mit ihm in Conflikt gerathen solltest, so führe den ersten Streich und fehle nicht; es kümmert sich Niemand um ihn, und selbst sein Tod würde kein Aufsehen erregen. Nimm dies Cuchillo, — es ist scharf und zuverlässig, trage es Tag und Nacht bei Dir und zaudre nicht zur Selbstvertheidigung einen guten Gebrauch davon zu machen. In einigen Tagen kann ich Dir vielleicht mehr sagen — bis dahin — corragio, figlio, e addio!“

Wir kehrten auf verschiedenen Wegen nach dem Rancho zurück.

Fünftes Kapitel.

Das Leben von Menschen, die von der Gesellschaft geächtet sind, auf einer öden Sandinsel, die nur von Landkrabben und Möven besucht wird, ist eine einförmige und traurige Sache. Der wahre, zu seiner gefährlichen Laufbahn gehörig ausgerüstete Pirat, der sein schnelles Fahrzeug unter sich hat und von leinenen Schwingen getragen wird, wohin es ihm beliebt, führt allerdings ein Leben voll Gefahr, aber es liegt in seinem kühnen, stets bedrohten Dasein etwas Ermunterndes und Romantisches; er ist stets in Bewegung und sieht fortwährend neue Schauplätze, es liegt in seinem Leben eine Beimischung des wahren Krieges und er ist um so viel achtbarer, wie der altmodische Straßenräuber auf seinem schnaubenden Rosse dem heimtückischen Buschklepper vorzuziehen war, der aus dem Dickicht hervorsprang und dem unbewaffneten Fußgänger gebot, anzuhalten und die Taschen umzu=

wenden. Aber der Strand-Pirat überfällt sein Schlachtopfer unter ungleichen Verhältnissen, denn er ist kein echter Freibeuter der See. Er weicht dem kräftigen Feinde aus und führt seine Streiche auf einen Verwundeten. Er zieht es wie der Hai und der Adler vor, sich von Aas zu nähern, statt die lebende Beute anzugreifen.

Gerade solcher Art war die Gesellschaft, unter welche mich das Unglück geworfen hatte und ich gestehe es mit Freuden, daß ich nie, auch nur auf einen Augenblick ein Verlangen fühlte, mein Schicksal an das der verbrecherischen Bande zu knüpfen. Ich verließ mich allerdings auf Rafael's Versprechen, mich zu befreien, aber ich gab nie die Hoffnung auf, mit Hülfe meiner eignen Geschicklichkeit und Energie zu entfliehen.

Ich wurde inzwischen meines Küchenjungenamtes als Untergebener Gallego's herzlich müde. Nachdem ich eines Tages eine Kiste mit Zimmermannswerkzeug unter dem Haufen von Plunder gefunden hatte, machte ich mich daran, ein Steuerruder für eins der Boote anzufertigen und dies gelang mir so gut, daß meine Kameraden, als sie von ihrem täglichen „Fischfange“ zum Frühstück zurückkehrten, meine mechanische Geschicklichkeit so hoch priesen, daß Rafael den allgemeinen Enthusiasmus zu meinem Vortheile benutzte, um mich von dem Koche zu trennen. Ich wurde als erster Schiffsbaumeister an die Spitze unseres „Schiffs-

departements" gestellt. Alle stimmten in der That darin überein, daß ich geschickter mit dem Beile, als mit dem Rührlöffel umzugehen wisse und weniger Planken als Brühen verdürbe.

Es verflossen einige Tage, in deren Verlaufe ich erfuhr, daß unsere unglückselige Galliote nach und nach ausgeräumt und zerstört wurde. Dies bildete die gewöhnliche Morgenbeschäftigung der ganzen Bande, bis das Unternehmen sein Ende erreichte. Als die Sache vorüber war, sagte mir Don Rafael, daß er im Begriff stehe, in Geschäftsangelegenheiten mit der ganzen Gesellschaft eilig nach dem Festlande von Cuba zu reisen, so daß während seiner Abwesenheit die Insel und das darauf befindliche Eigenthum Gallego, mir und den Bluthunden zur Bewachung überlassen bleiben würde. Er ermahnte den Koch noch insbesondere, nüchtern zu bleiben und nach Verlauf von fünf Tagen, wo seine Abwesenheit ihr Ende erreichen würde, einen guten Bericht über sich zu erstatten.

Sobald jedoch der Patron fort war, vernachlässigte der faule Schlingel seine Pflicht, strich den ganzen Tag im Gebüsch umher und weigerte sich sogar, mir Lebensmittel zu liefern und für die Hunde zu sorgen. Ich trug daher bald Sorge für meine und der Hunde Erhaltung, aber am Abend kam der mürrische Galizier zurück, machte sein Abendessen zurecht, trank bis er vollständig betrunken war und entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen.

Ich sah mit Vergnügen, daß er sich der Versuchung des Trinkens hingab, da ich hoffte, daß ihn dies unfähig machen würde, mir während der Nachtstunden Böses zuzufügen, wenn mich die Müdigkeit zum Schlafen zwang. Er war ein boshafter Mensch und seine Schweigsamkeit und Feindseligkeit erschien mir jetzt, wo ich völlig allein war, so bedeutungsvoll, daß ich beschloß, wo möglich munter zu bleiben, und mich weder auf das Glück noch auf seine Trunkenheit zu verlassen. Das Schicksal der Galliote und meine damalige Angst schwebten mir vor Augen, so daß ich sie während dieser ganzen traurigen Nacht nicht zum Schlafen schloß. Gegen Mitternacht näherte sich Gallego leise meinem Lager, und nachdem er eine Weile gewartet hatte, um sich zu versichern, daß ich, wie ich mich bewundernswürdig anstellte, fest schlief, wendete er sich auf den Fußspitzen nach der Thüre unserer Hütte und verschwand mit einem großen Bündel in der Hand. Er kehrte erst gegen die Morgendämmerung zurück und wiederholte genau das Nämliche auch in der folgenden Nacht.

Die räthselhafte Schweigsamkeit dieses Menschen beunruhigte mich nicht allein, sondern vermehrte noch meine Befürchtungen, denn ich kann dem Leser versichern, daß man auf einer wüsten Insel, wo man keinen anderen Gefährten hat, als einen einzigen Bösewicht, lieber den Klang der Stimme dieses Erbärmlichen hören, als sich zu dem Schweigen einer so sehr

der Menschennatur widerstrebenden Einsamkeit verurtheilt sehen möchte. Den Tag über hielt er sich völlig fern — gewöhnlich auf dem Meere mit dem Fischfang beschäftigt — und gewährte mir Zeit zu einer langen Siesta in einem abgelegenen Winkel am Strande, zu welchem ein dorniger Pfad führte, den Gallego ohne Beihülfe der Hunde nicht hätte auffinden können. Als der Pirat in der vierten Nacht die Hütte zu seinem gewöhnlichen Ausfluge verließ, beschloß ich ihm zu folgen, ergriff ein Pistol, dessen Zündkraut ich erneut hatte und ging ihm in gehöriger Entfernung nach, bis ich ihn in einem dichten Gebüsch verschwinden sah. Ich merkte mir die Stelle und kehrte in die Hütte zurück. Am folgenden Morgen entfernte sich Gallego nach dem Kaffee in seinem Boote, um zu fischen. Ich beobachtete ihn genau, bis er ungefähr zwei Meilen von dem Riff vor Anker ging, dann rief ich die Hunde und schlug den Weg nach dem Dickicht ein. Die Hunde leisteten mir gute Dienste, denn nachdem ich ihnen die Fährte gezeigt hatte, folgten sie augenblicklich der Spur des mürrischen Schurken.

Nachdem ich mit einiger Anstrengung durch das dichte Unterholz gedrungen war, gelangte ich auf einen großen Fleck kahlen Sandes, der von Steinhaufen unterbrochen wurde, welche Gräber zu bedecken schienen. Einer dieser Haufen trug ein Kreuz und war vermuthlich das Grab eines Stranders. Ich

machte einen kurzen Halt und überlegte meine ferneren Forschungen. Als ich diesen öden Kirchhof betrat, sah ich eine Anzahl Landkrabben die Flucht ergreifen; als ich mich jedoch in einer Ecke niedersetzte und vollkommen ruhig wurde, kehrten sie wieder zurück und krochen in alle Steinhaufen mit Ausnahme eines einzigen. Dies fiel mir auf, denn wenn ein Mensch so hoffnungslos allein ist, wie ich es war, so wird er zu einem scharfen Beobachter und findet das größte Vergnügen an der Wahrnehmung der geringsten Kleinigkeiten. Ich verfügte mich deshalb zu dem verlassenen Haufen und bemerkte sogleich, daß der Sand ringsum frisch geebnet worden war. Ich befand mich auf Gallego's Spur! Aus Furcht vor Ueberraschung erkletterte ich vorsichtig einen Baum, wo ich mich hinter das Laub versteckte und auf die See hinauslugte, bis ich den Koch jenseits des Riffs bei der Arbeit sah. Dann untersuchte ich nochmals meine Flinte und die Pistolen und fand sie in Ordnung. Nach diesen Vorsichtsmaßregeln fing ich an, die Steine wegzuräumen, wobei ich Sorge trug, mir ihre Lage gegen einander zu merken, um sie gerade so wieder hinlegen zu können, und traf nach einem ungefähr zehn Minuten langen Ausgraben auf zwei Fässer, von denen eins mit Bündeln Seide, Leinwand und Taschentüchern gefüllt war, während das andere einen Chronometer, mehrere Stücken werthvoller Spitze und eine schön gebundene, verzierte Bibel mit Goldschnitt enthielt.

Ein in ein ostindisches Taschentuch gebundenes Paket erregte besonders meine Aufmerksamkeit, da ich die Hülle zu erkennen glaubte. In demselben fand ich eine Anzahl der Frau meines holländischen Capitains zugehörige Schmucksachen und eine große mit Diamanten besetzte Zopfnadel, von welcher ich mich erinnerte, daß sie dieselbe am letzten Tage ihres Lebens trug. Hatte ihr der Bösewicht diese vom Kopfe gerissen, als er in jener Schreckensnacht seine Hände in ihr Blut tauchte? Die schmerzliche Entdeckung führte mir Alles wieder mit grauenhafter Deutlichkeit in's Gedächtniß zurück. Ich schauderte und es wurde mir übel. Aber ich hatte keine Zeit mich weibischen Gefühlen hinzugeben. Ich legte Alles wieder genau in die alte Stelle, ebnete den Sand mit meinem Flanellhemd und kehrte nach dem Rancho zurück, wo ich mich dem kindischen, aber aufrichtigen Ausbruch der Natur überließ, den ich nicht länger unterdrücken konnte. Die Thränen waren mir damals nicht fremd und sind es auch jetzt — Gott sei Dank — noch nicht. Der Welt mag das menschliche Herz und Auge wie die Koralleninsel des atlantischen Weltmeeres verdorrt und ausgetrocknet erscheinen, aber unter der versengten und öden Oberfläche plätschert und murmelt noch die Fluth, wenn auch der Felsen und das Herz verwüstet aussehen.

Kurz vor Sonnenuntergang des nämlichen Tages verkündete das laute Bellen unserer Hunde die An-

kunft von Fremden und bald darauf zeigten sich vier Boote in der Bucht. Die beiden vordersten gehörten Don Rafael und seinen Leuten an, während die beiden anderen mit Fremden gefüllt waren, die eher das Aussehen von Landbewohnern als von Seeleuten hatten. Als Rafael dieselben am Strande empfing, stellteer sie mir als seine speciellen Lieblinge, „die amphibischen Juden" vor.

Unser köstliches Abendessen wurde an diesem Tage durch einen schönen, vom Lande mitgebrachten Vorrath von Rindfleisch, Schweinefleisch und Geflügel bereichert. Ich verweilte so lange bei Tische als die Gesellschaft eine anständige Nüchternheit bewahrte und erfuhr, daß diese Salzwasser-Hebräer eigentlich Spekulanten aus Cardenas waren, die Don Rafael als Fischer vermummt begleiteten, um die geraubte Ladung meiner Galliote zu kaufen.

Bei seinem Besuche auf Cuba hatte Don Rafael erfahren, daß die cubanischen Behörden einen Inspector nach den Inseln an der Küste zu senden im Begriff ständen und daher Sorge getragen sich im Voraus mit einem Erlaubnißscheine zum Fischfange zu versehen. Die ganze Gesellschaft machte sich daher daran, unsere Insel und den Rancho mit diesem Berufe in Einklang zu bringen, und im Laufe einiger Tage war unser Segeltuchdach durch eine Blätterdecke ersetzt und jeder gefährliche Gegenstand oder solches Geräth in dem Dickicht eines labyrinthischen Baches versteckt. In

der That, Niemand konnte Zweifel über unseren Charakter als Fischer hegen. In unserem Aeußeren und unseren Beschäftigungen sahen wir so unschuldig und ländlich aus, wie eine Picknick-Gesellschaft in einem Sommerbivouak zur Erlangung von frischer Luft und Seebädern. Die Veränderung war auch in Bezug auf unser Tagewerk nicht weniger fühlbar. Wir wurden wirklich höchst fleißige Fischer, so daß wir mehr als tausend Flossenträger aufgehäuft und gedörrt hatten, als die Hunde die Ankunft der erwarteten Beamten verkündeten.

Das Frühstück stand auf dem Tische, als sie landeten, aber es war das Bananenmahl armer Leute, deren Netze sich nie mit etwas Anderem füllen, als mit den schuppigen Gaben des Meeres. Unser Inspector wurde mit einem ärmlichen Fischmahle bewirthet und durfte es beim Durchlesen des echten Erlaubnißscheines verdauen. Rafael klagte bitter über schlechte Zeiten und Armuth — kurz das Schauspiel der Demuth wurde meisterhaft durchgeführt und endlich unterzeichnete der Beamte unseren Schein, so wie ein Zeugniß unsrer Ehrlichkeit und steckte eine mäßige „Vergütung“ von fünf Unzen ein.

Sechs lange, heiße, traurige Wochen verflossen, ehe ein bemerkenswerthes Ereigniß die Einförmigkeit meines Lebens unterbrach. Während dieser ganzen Zeit wurde unsere Beschäftigung mit dem Fischfange beharrlich fortgesetzt, bis in geheimnißvoller Weise die

Nachricht auf die Insel gelangte, daß ein reichbeladenes französisches Schiff auf dem Cayo Verde, einem ungefähr vierzig Meilen östlich vom Cruz del Padre gelegenen Inselchen, gestrandet sei. Am nämlichen Nachmittage wurden unsre beiden großen Boote mit Bewaffneten gefüllt, und als sie mit sämmtlichen Strandern abfuhren, blieb ich allein auf der Insel zurück, um mit den Hunden unser Eigenthum zu hüten.

Der Gedanke und die Hoffnung des Entfliehens füllte meine Brust, als ich die Boote zu kleinen Flecken zusammenschrumpfen und am Horizont verschwinden sah. Mein Plan war im Moment gefaßt und ausgearbeitet. Das Meer war völlig glatt, und ich verstand mich auf den Gebrauch der Riemen. Noch am nämlichen Abend ließ ich das kleine Boot — das einzige in der Bucht zurückgelassene Fahrzeug in's Wasser, legte die Segel, Riemen und den Bootshaken hinein und kehrte nach dem Rancho zurück, um mir Kleidungsstücke zu holen. Da es finster war, so zündete ich ein Licht an, aber als ich in die Kleiderkiste unter meinem Bett blickte, fand ich auf dem Deckel die Worte: „Geduld, Warte!" frisch mit Kreide angeschrieben.

Diese Entdeckung veranlaßte mich, mit meinen Vorbereitungen inne zu halten. War es eine Warnung Rafael's — denn seine Handschrift erkannte ich unzweifelhaft. Hatte er mich vorsätzlich und in der ehrenwerthen Absicht zurückgelassen, daß mir dieses

Blutschauspiel erspart werden solle? Sah er meinen Fluchtversuch voraus, und lag ihm daran, mir die doppelte Gefahr der Ueberfahrt nach dem Festlande und der zukünftigen Sorge für mein Fortkommen zu ersparen? Ich konnte nicht zweifeln, daß es das Werk meines Freundes sei, und beschloß, ohne zu zaudern — ob aus Aberglauben oder aus Klugheit, weiß ich nicht — einen Plan aufzugeben, in Bezug auf den ich unschlüssig war. Anstatt daher die Meerenge zwischen der Insel und Cuba zu durchschiffen, ging ich zu Bett und schlief in meiner vollkommnen Verlassenheit besser, als jemals, seit ich mich an diesem Orte befand.

Am folgenden Tage sah ich gegen Mittag ein kleines Lootsenboot über das Riff mit der Sicherheit vollständiger Herrschaft über das Fahrwasser hereinsegeln. Bald darauf landeten zwei Männer mit Provisionen vom Festlande und theilten mir mit, daß Don Rafael bei seinem letzten Besuche auf Cuba sie gedungen habe, mich nach Havana zu bringen. Dies mußte jedoch sehr vorsichtig geschehen, da seine Leute nicht eher in meine Abreise willigen wollten, als bis ich mein Leben mit ihnen durch eine verbrecherische That in gleiche Gefahr mit dem ihrigen gesetzt hätte. Die Lootsen wollten mich deshalb nicht ohne die Zustimmung meines Freundes mitnehmen, und ich war in der That von seiner Absicht, mich auf die schnellste und beste Art zu befreien, so fest überzeugt, daß ich

mich darein ergab, bis zu seiner Rückkehr zu bleiben, wo ich war.

Ich blieb noch drei Tage lang der Einsamkeit überlassen. Am vierten kehrten die Boote mit dem Lootsencutter zurück, und ich bemerkte sofort, daß ein ernster Kampf stattgefunden hatte. Das Lootsenboot schien tief beladen zu sein. Am folgenden Tage wurde es in das Labyrinth des schlängelnden, waldumsäumten Baches gesteuert, wo die Beute, wie ich hörte, ausgeschifft und versteckt ward. Während die Gesellschaft zur Ausführung dieses Theiles ihres Unternehmens fort war, benutzte der am Kopfe verwundete Franzose, der zurückblieb, die Gelegenheit, um mich über das Geschehene aufzuklären. Als die Strander Cayo Verde erreichten, fanden sie, daß das französische Schiff bereits von Fischern jener Gegend in Besitz genommen worden war. Unsre Kameraden, denen die glückliche Partei bei ihrem schmutzigen Werke zuvorgekommen war, hatten keine Lust freundschaftlich gegen dieselbe zu sein. Die natürliche Folge hiervon war ein Zusammenstoß, bei welchem man ungenirt Gebrauch von den Messern machte, und bei welchem Mesclet, nachdem er den heftigen Schlag auf den Kopf erhalten hatte, an welchem er jetzt litt, von Rafael, mit dem Pistol in der Hand, gerettet worden war. Nachdem sie sich wieder zu ihren Booten durchgeschlagen hatten, dachten sie eben daran, schleunig den Rückzug anzutreten, als das befreundete Lootsenschiff ansegelte.

Eine so rechtzeitige Verstärkung verlieh unsrer Bande neue Kräfte. Man faßte schnell einen Plan zu vereintem Wirken. Das französische Schiff wurde nochmals geentert und erobert. Bei dem Kampfe wurden der feindlichen Partei zwei Mann getödtet und schließlich ein reicher Ueberrest der Ladung in Besitz genommen, obschon der größere Theil der werthvollen Artikel ohne Zweifel schon früher von der zuerst gekommenen Bande von Abenteurern an's Land geschafft worden war.

„Gott sei Dank!“ setzte der Erzähler hinzu, „jetzt haben wir das Boot und den Beistand Bachicha's, der ebenso muthig ist, wie Rafael; mit seinem Baltimore-Kutter können wir die Geschäfte in größerem Maßstabe als bisher treiben. Sacre bleu! jetzt können wir unter columbischer Flagge kreuzen und Peter ausplündern um Paul zu bezahlen!“

Der Kutter hatte allerdings einen beträchtlichen Vorrath von Munition unter dem unschuldigen Namen von Provisionen herbeigebracht, und führte im Raume einen langen Sechspfünder, den er augenblicklich heraufzuschaffen bereit war.

Aber der arme Mesclet lebte nicht lange genug, um die Früchte der Seeräuberei im Großen, welche er mit Bachicha auf elegantere Art zu betreiben gedacht hatte, zu genießen. Der Franzose konnte nicht vermocht werden, sich der beliebten Getränke seines schönen Vaterlandes zu enthalten. Seine Wunde

wurde bald seiner Herr, und nach einem Monat ruhte Alles, was an diesem tapfren Gallier, der in früheren Jahren in den besten Salons von Paris eine Rolle gespielt hatte, sterblich war, in dem Sandgrabe einer cubanischen Insel.

„Ha!" murrte Gallego, als sie von seinem Begräbniß nach Hause zurückkehrten, „Einer weniger bei der Theilung des Verdienstes, und was noch besser ist, Wein und Rum werden jetzt reichlicher werden, seit dieser Schwamm unter dem Sande liegt."

Ein Paar Tage darauf wurden die Boote mit Fischen für das Festland beladen, um den eigentlichen Zweck des Besuches unsres Patrons auf Cuba, nämlich den Verkauf der Beute zu bemänteln. Bei seiner Abfahrt wiederholte er das erfreuliche Versprechen der Freiheit und gab mir heimlich einen Wink, daß ich am besten thun würde, in gutem Einvernehmen mit Senor Gallego den Fischfang fortzusetzen.

Wir bedurften einiger Zeit, um unsre Netze auszubessern, denn sie waren während unsres letzten Fischfanges ziemlich vernachlässigt worden, so daß ich in der That erst drei Tage nach Rafael's Abreise mit Gallego das Boot bestieg, und außerhalb des Riffs den Anker fallen ließ, um vor dem Beginn der Arbeit zu frühstücken.

Wir hatten unser frugales Mahl kaum angefangen, als plötzlich ein großer Schooner hinter einem Vorsprunge der Insel hervorschoß und auf uns zu-

steuerte. Da der mürrische Spanier niemals sprach, so hatte ich mich daran gewöhnt, eben so schweigsam zu sein. Jetzt warf er jedoch einen düstren Blick unter seinen buschigen Brauen hervor auf das Schiff, und rief mit ungewohnter Energie: „Ein columbischer Kaper!“

„Wir thäten am Besten, den Anker zu lichten, und über das Riff zu steuern,“ fuhr er fort, „sonst möchte uns der Spaß für heute verdorben werden.“

„Bah,“ antwortete ich, „er kommt nicht auf uns zu, und wenn auch, so würde ich doch kein solcher Feigling sein, auszureißen!“ Kurz, ich hatte von den columbischen Kapern und dem Dienste im Patriotenheere so viel gehört, daß ich mich fast darnach sehnte, gefangen genommen zu werden, um mich im ehrlichen Kriege und Ruhmerwerben zu versuchen. Der Einfall war plötzlich und thöricht.

Gallego bestand noch immer darauf, daß wir zurückkehren sollten, bis wir endlich in einen heftigen Streit geriethen, welchen der Koch, der sich im Bug des Bootes befand, dadurch zu beendigen versuchte, daß er das Ankertau kappen wollte. Als er sein Messer zog, um seine Absicht auszuführen, erhob ich schnell ein Ruder und streckte ihn mit einem einzigen Schlage bewußtlos auf den Boden des Fahrzeuges hin. Der Schooner befand sich jetzt in Pistolenschußweite von uns, und während er mit einer Drei-Knoten-Brise vorüberfuhr, warf der Capitain einen Enter-

haken nach uns aus, so daß er uns im Schlepptau hatte und uns von unsrem Ankergrunde losriß.

Sobald wir in tieferes Wasser gelangten, erhielt ich den Befehl, auf das Verdeck zu kommen, während der noch völlig bewußtlose Gallego behutsam an Bord gehoben wurde. Ich sagte die Wahrheit über unsren Streit, wobei ich jedoch den wichtigen Umstand, daß ich ursprünglich durch meinen Wunsch, mich auf dem Kaper einzuschiffen, dazu getrieben worden war, für mich behielt.

„Ich brauche einen Lootsen nach Key=West,“ sagte der Capitain kurz, „und habe keine Zeit, mich mit Eurem dummen Gezänk aufzuhalten. Kann mir Einer von Euch diesen Dienst leisten?“

Gallego, der sich jetzt von seiner Betäubung etwas erholt hatte, deutete schwach auf mich und sagte mit leiser Stimme: „Ja, ausgezeichnet!“

Der französische Capitain, welcher das Spanische nur schlecht sprach, übersetzte sich das Wort pilote, das in dieser Sprache einen Schiffer bedeutet, mit der specielleren Bedeutung dieses Berufes, da er Jemand zu haben wünschte, der denselben erlernt hatte.

„Bon!“ sagte er, „schickt den andren Burschen wieder in sein Boot zurück und segelt dann unter der Führung des jungen Burschen dort.“

Ich machte Einwendungen und Erklärungen, protestirte und schwur, daß ich von Key=West und dessen

Fahrwasser nichts wisse, aber alle meine Bemühungen waren vergebens. Ich war ein Pilot wider Willen.

Der boshafte Koch freute sich über den Spaß, dessen Opfer ich so schnell geworden war. Er spöttelte über meine Ungläubigkeit, während man ihn wieder in das Boot hinabschickte, und wurde in zehn Minuten nach dem Rande des Riffs geschleppt, von wo aus man es ihm überließ, den Rückweg nach der Insel einzuschlagen.

Als der Schooner wieder unter vollen Segeln stand, erhielt ich den Befehl, die Richtung nach Key-West anzugeben. Ich benachrichtigte sofort den Capitain, dessen Name, wie ich hörte, Laminé war, daß er sich im Irrthum befinde, wenn er das spanische Wort pilote mit Lootse übersetze, und versicherte ihm, daß Gallego durch den doppelten Wunsch, seiner und meiner los zu sein, dazu veranlaßt worden wäre, ihm in seinem gefährlichen Irrthume zu bestärken. Ich gab zu, daß ich ein pilote oder Schiffer, wenn auch kein practico oder Lootse sei, und machte ihn dringend darauf aufmerksam, daß ich es nicht ohne die größte Tollkühnheit auf mich nehmen könne, seinen Schooner nach einem Hafen zu steuern, den ich durchaus nicht kenne und nie besucht habe. Hier mischte sich der erste Lieutenant oder Maat in die Sache. Dies war ein kleiner, stämmiger Bursche von fünfunddreißig Jahren, mit rothem Barte und Haar, weit hervorstehendem Unterkiefer und wie Hauer emporragenden Augen-

zähnen. Zur Erhöhung seiner Häßlichkeit war er noch von Pockengruben tief durchfurcht und watschelte auf kurzen Säbelbeinen umher, die außer allem Verhältniß zu seinem langen Leibe, seinen ungeheuren Armen und breiten, massiven Schultern standen. Ich kann mich keines durch sein gemeines Aussehen zurückstoßender gemachten Menschen erinnern, als dieses Kaperlieutenants.

„Er ist ein Lügner, Capitain Laminé!" sagte der rohe Mensch, „und will nur für seine Dienstleistungen Geld erpressen. Ueberlassen Sie ihn mir, Sir; ich werde ein Mittel finden, seine Erinnerung an Key-West aufzufrischen, daß der Grund des Golfes seinen Augen eben so deutlich werden soll, wie der Weg zu seiner Piratenhütte auf der Sandinsel! An's Steuer, Sir — an's Steuer!"

Was konnte ich unter der bunten Gesellschaft, die mich auf dem Verdeck des Cara-bobo umringte, durch Widerstand bezwecken oder erreichen? Es war ein Fahrzeug von ungefähr zweihundert Tonnen Last, mit einer aus dem Abschaum aller Nationen, Stände und Farben zusammengesetzten Mannschaft von fünfundsiebzig Menschen, und besaß einen Markebrief von den Behörden von Carthagena, um alles spanische Eigenthum, dessen es habhaft werden konnte, zu verbrennen, zu versenken und zu vernichten. Laminé war von Isle de France gebürtig, Lasquetti, der Lieutenant, jedoch ein Creole von Pensacola. Letzterer

sprach recht gut Französisch und Spanisch, aber sehr wenig Englisch, während sowohl der Capitain, als auch der Maat, von der Schifffahrtskunde fast gar nichts verstanden und dies dem dritten Lieutnant überlassen hatten, der damals am gelben Fieber krank lag. Der zweite Lieutnant war an Bord einer Prise abwesend.

Ich unterwarf mich dem Zwange, die Leitung eines Kapers zu übernehmen mit der besten Miene, und ließ mir Karten und Instrumente bringen, nach denen ich den Weg nach dem bestimmten Hafen einschlug. Wir steuerten den ganzen Tag lang nach Nordwest zu West, aber da wir eine gute Fahrt gemacht hatten, so befahl ich bei Sonnenuntergang, den Schooner für die Nacht beizulegen. Wind und Wetter war ausgezeichnet schön, und man erhob daher Einwendungen gegen meinen Befehl. Da uns jedoch der schwierigste Theil unsres Weges in der Nacht bevorstand, wenn ich bei meiner Richtung blieb, so beschloß ich, bis auf's Aeußerste auf meinem Vorsatze zu beharren, und hatte das Glück, ihn durchzusetzen.

„Hol' Euch der Teufel, Mr. Theodor!" sagte Lasquetti, als das Schiff beigedreht und für die Nacht aufgeräumt war, „dies Beilegen soll Euch keine Ruhe verschaffen, wenigstens wenn Ihr geglaubt habt, dadurch der Arbeit aus dem Wege zu gehen und in eine Hangmatte zu kommen. Ihr sollt die ganze Nacht auf dem Verdeck spazieren gehen, um aufzupassen, daß

wir nicht auf ein Riff treiben, und wenn ich deswegen bis zum Morgen aufbleiben müßte, um auf Euch aufzupassen."

Das Gehorchen war seit langer Zeit mein Loos gewesen, und ich ging daher bis gegen Mitternacht auf der Leeseite hin und her, wo ich mich durch die Ermüdung völlig erschöpft, auf eine lange Messingkanone niedersetzte und fast augenblicklich einschlief.

Ich weiß nicht, wie lange ich geruht habe, aber plötzlich warf mich ein furchtbarer Schlag von der Kanone herab, und schleuderte mich, aus Mund, Nase und Ohren blutend, platt auf das Verdeck. Neben mir stand Lasquetti mit der Cigarre in der Hand, lachte unbändig, fluchte wie ein Teufel und stieß mich mit seinen schweren Wasserstiefeln in die Rippen. Er hatte mich schlafend gefunden und die Kanone mit seiner Cigarre losgebrannt.

Die Explosion weckte die ganze Mannschaft und brachte den Capitain auf das Verdeck. Mein Blut strömte, aber es floß nicht schnell genug, um meine tödtliche Wuth zu stillen. Sobald ich das Bewußtsein wieder erlangte, packte ich das erste, beste schwere Geräth und stürzte auf meinen Peiniger los, der seinen Schädel nur dadurch vor dem Schlage bewahrte, daß er die Luke hinabfloh, deren Rand im folgenden Augenblick durch das Niedersinken meiner gewichtigen Waffe zerschmettert wurde. Laminé war ein ziemlich verständiger Mann, und konnte, obschon er, wie die

meisten Menschen seiner Art, Selbstsucht genug besaß, nicht umhin, Lasquetti sofort in Gegenwart seiner Leute einen sehr scharfen Verweis zu ertheilen.

An diesem Nachmittage hatte ich das Glück, den Cara-bobo, mit Hülfe einer guten Karte und einer Art von Schifferinstinkt in dem engen Hafen von Key-West vor Anker zu bringen. Als Laminé an's Ufer ging, befahl er mir, den Schooner nicht zu verlassen, und es wurden Schildwachen aufgestellt, um das Anlegen, oder selbst die Annäherung von Booten zu verhindern. Der Capitain hatte das Fahrzeug kaum verlassen, als mich auch, während ich durch ein Fernrohr nach dem Ufer schaute, zwei Mann packten. Man schleppte mich im Handumdrehen unter das Verdeck und fesselte mich, und ich würde während unsres hiesigen Aufenthalts außer Wasser und Brot nicht einen Bissen Nahrung erhalten haben, wenn mich nicht insgeheim ein Paar gute Burschen vom Vorderkastell versorgt hätten, indem sie sich mit dem Reste ihrer Rationen nach Einbruch der Dunkelheit zu mir schlichen. Dies war die feige Rache Lasquetti's.

Am dritten Tage kehrte Laminé zurück und brachte einen amerikanischen Lootsen für die Küste und die Inseln mit. Sobald sein Herankommen bemerkt wurde, setzte man mich in Freiheit, und als wir die Anker zu neuer Fahrt lichteten, erhielt ich den Befehl, das Amt eines Obersteuermannes zu versehen, aber ich verweigerte dies sofort mit tiefer Entrüstung, ehe

ich Genugthuung von dem schändlichen Lieutenant erhalten hätte. Aber dieser Bursche war so schlau gewesen, mir dadurch zuvor zu kommen, daß er Laminé versicherte, es sei ihm nicht eher eingefallen, sich meiner zu versichern, als bis ich bei dem Versuche von dem Schooner zu entfliehen, ertappt worden wäre.

Während eines achttägigen Kreuzzuges von geringem Erfolge mit diesen Patrioten, erwarb ich mir die Neigung des amerikanischen Lootsen, der die Geschichte meiner Abenteuer der letzten Zeit geduldig anhörte und durch seine Vermittlung bei dem Capitain, wurde mein Loos erleichtert, trotzdem, daß ich mich weigerte Dienst zu thun. Nach Verlauf dieser Zeit war der dritte Lieutenant so weit hergestellt, daß er den Befehl auf dem Verdeck wieder übernehmen konnte. Er war ein geborener Spanier und ein Ehrenmann. Er verbrachte gar manche Stunde an meiner Seite, um mir seine Abenteuer zu erzählen oder die meinigen anzuhören, bis ich mir sein Mitgefühl erworben und mich seines Beistandes zu meiner Befreiung von dieser elenden Tyrannei versichert zu haben schien.

Endlich wurde der Lauf des Schiffes nach dem Cruz del Padre gerichtet und ich in die Kajüte gerufen. Ich erkannte in Monsieur Laminé's Betragen sofort eine Veränderung zum Besseren. Er forderte mich zum Sitzen auf, drang in mich ein Glas Wein zu trinken, erkundigte sich nach meiner Gesundheit und endigte diese freundschaftliche Einleitung durch die

Versicherung, daß er mir, wenn ich ihm ein Dokument ausstellen wolle, das ihn von der Beschuldigung gewaltsamer Zurückhaltung oder schlechter Behandlung frei spräche, für meine Dienstleistungen zweihundert Dollars bezahlen und mich wieder auf der Insel ausschiffen würde.

Ich sah sogleich ein, daß er mich durch meine Rücksendung nach der Insel hindern wolle, bei dem Tribunal eines neutralen Hafens eine Klage wegen seines Verfahrens anzubringen und lehnte daher den Vorschlag ab, forderte aber zu gleicher Zeit, daß er mich auf das erste Schiff, welchem wir begegnen würden, gleichviel welcher Nationalität es angehöre, schicken solle. Ich schlug sein Geld entschieden aus uud blieb dabei, daß ich nur wünsche, von seinem rohen Offizier fortzukommen.

Aber Laminé hatte die Macht in den Händen. Ich wurde endlich gewahr, daß mir noch unter diesen Schurken Schlimmeres zustoßen könne, wenn ich zauderte, die Belohnung anzunehmen und das Dokument zu unterschreiben. Kurz, ich fing an einzusehen, daß ich es in Wirklichkeit für eine Rettung halten dürfte, wenn ich von dem Kaper loskäme, selbst wenn ich wieder unter Piraten einen Zufluchtsort suchen müßte!

Ich unterzeichnete daher nach einer ziemlich bedeutenden Wein- und Wortverschwendung das Papier und steckte das Geld ein.

Als am folgenden Morgen die ersten gelben

Strahlen über den östlichen Himmel schossen, erschien gerade vor uns das Cruz del Padre. Der dritte Lieutenant machte mir bei meiner Abfahrt eine Anzahl Karten, ein Fernrohr, einen Quadranten und ein großes Bündel Kleider zum Geschenk, während er in der Brusttasche einer schönen seidnen Weste drei Unzen und eine silberne Uhr verbarg, welche er mich bat, zu seinen Andenken zu tragen, wenn ich jemals das Glück haben sollte, die Straßen von Havana zu betreten. Auch mehrere der weißen Matrosen schenkten mir nützliche Kleidungsstücke, und ein schwarzer Bursche, der den Befehl über das Boot führte, in welchem ich an das Land geschickt wurde, drang mir zwei Sovereigns auf, die er für eine kleine Hülfe für einen bedürftigen „Landsmann" erklärte. Er war in Marblehead zu Hause und behauptete mich als Knaben in Salem gekannt zu haben.

Als sich das Boot der Bucht des Rancho näherte, sah ich die ganze Gesellschaft unter Waffen stehen und hörte Don Rafael meiner Bootsmannschaft mit lauter, gebieterischer Stimme befehlen, sich zu entfernen, wenn er nicht feuern solle. Ich trat auf die Duchten des Bootes, befahl den Ruderern zurückzufahren, sprang in das Meer und watete, bis an den Leib im Wasser allein nach dem Strande, indem ich ausrief: „mi tio! mi tio! — mein Onkel!" worauf Don Rafael, als er mich erkannte, herbeieilte, um mich zu umarmen. Nun erhielt das Boot die Erlaubniß, sich

dem Ufer zu nähern und die Geschenke auszuschiffen. Ich hielt es für das Zweckmäßigste, meinen schwarzen Gefährten aus Marblehead zu bitten, in so gutem Spanisch oder lingua franca als ihm zu Gebote stand, die ganze Geschichte meiner Gefangennehmung und das Verhalten Gallego's zu erzählen. Nachdem dies geschehen war, wurde das Boot mit einer Menge spanischer Höflichkeiten und dem werthvollen Geschenk einiger Flaschen Chateau Margaux wieder entlassen.

Nach dem zeitigen Abendessen wurde ich der Held des Tages und man forderte mich auf, die Geschichte meines Kreuzzuges im „Patriotendienste" zu erzählen. Ich bemerkte, daß mich einige aus der Gesellschaft mit ungläubiger Miene von der Seite anblickten, während sich Andere damit unterhielten, so oft ich zu einem nach meiner Ansicht interessanten Theile meiner Erzählung kam, zu rauchen und geringschätzig auszuspeien. Als ich geendet hatte, stand ich auf und überreichte Don Rafael meinen Verdienst von zweihundert Dollars und die zwei Sovereigns. Dieser Beweis der Reciprocität schien meinen ungeduldigen Zuhörern ihre gute Laune wiederzugeben, so daß als der Patron ringsum ging, und Jedem seinen Antheil an dem Verdienst einhändigte — wobei er selbst Gallego nicht überging — das Vertrauen der Bande zu mir fast wieder zurückgekehrt war.

„Was diese zwei Goldstücke, diese Karten, Instrumente und Kleider anbetrifft," sagte Don Rafael,

„so sind sie das Eigenthum des Jünglings, und ich bin überzeugt, daß Keiner von Euch so gemein ist, sie theilen zu wollen. Mit dem Gelde war es etwas Anderes. Das war sein Verdienst, wie der Ertrag des „Fischens" der unsrige ist, und da er Anspruch auf einen Antheil an unserem Gewinne hat, so sind wir berechtigt, von Allem, was er gewinnt, einen Theil zu erhalten. Aber, amigos, das ist nicht Alles. Mein Neffe, Caballeros, ist während seiner Abwesenheit von Einem unsrer Gesellschaft nicht nur als verächtlicher Dieb, sondern auch als Verräther und Feigling angeklagt worden. Da nun dies drei lästerliche Beschuldigungen sind, von denen ich in meinem Gebetbuche nirgends etwas finde und deren noch Niemand das Blut unsrer Familie angeschuldigt hat, so verlange ich, daß meinem Verwandten sofort Gerechtigkeit wiederfahre. Jener feige Schurke möge seine Anklage gegen Theodor Mann gegen Mann wiederholen und beweisen. Ihr, Senores, sollt Richter sein. Alles soll redlich zugehen. Heute Abend soll meine Junge entweder schuldig befunden oder von der Niederträchtigkeit gereinigt werden, deren er beschuldigt ist, und überdies benachrichtige ich Euch jetzt, daß ich ihm morgen, wenn er unschuldig ist, die Freiheit wiedergebe. Seine freiwillige Rückkehr war eine Bürgschaft seiner Redlichkeit und ich bezweifle, daß es unter Euch einen vernünftigen Menschen giebt, der nicht meiner Meinung wäre. Tritt vor, Gallego, und

beschuldige diesen Jüngling nochmals der Schmach, die Du hinter seinen Rücken auf ihn gehäuft hast."

Aber der mürrische Schurke senkte mit einer Armensündermiene den Kopf und fuhr mit seinem schwarzen, struppigen Schädel langsam voll trotziger Herausforderung von einer Seite zur anderen, blieb aber vollkommen stumm.

„Heraus, Gallego, ich sage es zum letzten Male!" brüllte Don Rafael mit schaumbedecktem Munde, und stampfte vor Wuth mit den Füßen, „heraus, Satanssohn und beweise Deine Anschuldigung, sonst hänge ich Dich bei den Daumen an die Dachbalken und peitsche Dich mit Riemen, bis Dir die Haut in Stücken vom Leibe fällt!"

Die Drohung gab Gallego die Stimme wieder, aber er konnte weiter nichts sagen, als daß es zu nichts nütze, die Beschuldigung zu wiederholen, da die Sache im Voraus abgeurtheilt sei und sich Alle vor Don Rafael und seinem Schmarotzer zu sehr fürchteten, als daß es möglich wäre, ihn gerecht zu behandeln. „Aber, seht Ihr, Senores, wenn ich auch nicht zu reden verstehe, so kann ich doch kämpfen. Wenn Don Rafael bereit ist, mir mit dem Dolche in der Hand gegenüber zu treten, so habe ich weiter nichts zu sagen, als daß ich auch bereit bin, es mit ihm und seinem Bastard noch dazu zur Verfechtung meiner Sache aufzunehmen."

Don Rafael's Dolch flog im Augenblick aus

seinem Gürtel und die Beiden stürzten zum tödtlichen Kampfe auf einander los, der unzweifelhaft nur von kurzer Dauer gewesen wäre, wenn sich nicht die ganze Gesellschaft eingemischt und den Kampf untersagt hätte. In dem Gewühle ergriff Gallego die Flucht und verschwand.

Die Flucht des Schurken rief einige Unruhe im Lager hervor, da man fürchtete, daß er die Insel verlassen, und indem er als Zeuge gegen die Bande aufträte, die Gewässer von Cuba für sie unsicher machen könne. Demzufolge wurden an diesem Abend sämmtliche Boote und Canoes auf's Land gezogen und mit doppelten Schildwachen versehen.

Als die Ordnung in dem Rancho wieder hergestellt war, bat ich Don Rafael mir die drei Anschuldigungen mitzutheilen, welche man gegen mich erhoben hatte, worauf ich erfuhr, daß mich Gallego angeklagt habe, daß ich ihn im Boote niedergeschlagen, mich freiwillig auf dem Kaper eingeschifft hätte, und daß ich mit den Booten des Cara-bobo zurückgekehrt sei, um den Rancho auszuplündern.

Die erste dieser Beschuldigungen räumte ich ein, die zweite war durch die Bootsmannschaft des Kapers widerlegt worden, und in Bezug auf die dritte forderte ich die Gesellschaft auf, Fackeln zu nehmen und mich nach dem Kirchhofe zu begleiten, wo sie die werthvollen Gegenstände, deren Entwendung mir jener Schurke aufgebürdet hatte, finden würde. Natürlicher

Weise traf zu, was ich gesagt hatte. Auf dem Hinwege erzählte ich die Art und Weise, wie ich zu dieser Kenntniß gelangt war.

Am folgenden Morgen theilten wir uns in zwei Parteien und machten uns von den Hunden begleitet auf die Jagd nach dem feigen Galizier. Er wurde bald aufgespürt und neben zwei leeren Flaschen im Schlafe gefangen genommen.

Es bildete sich sofort ein Standgericht, um ihm den Prozeß zu machen und dieses beschloß einstimmig, ihn an einen Baum zu fesseln und der Gnade der Elemente zu überlassen, bis er verhungert sein würde. Gallego war wieder in passiver und schweigsamer Laune. Ich bat um Milderung des Urtheils, aber man lachte mich wegen meines kindischen Mitleidens aus und schickte mich nach Hause zu dem Rancho. Nachdem der Befehl, ihn anzuketten, ausgeführt worden war, überließ man den spanischen Missethäter seinem Schicksal. Einer der Leute brachte dem Verurtheilten, wie er sagte, aus Mitleiden, heimlich ein Kistchen Cognac, und stellte es in seiner Nähe hin, entweder um ihm den Abschied von dieser Welt zu erleichtern, oder ihn bewußtlos zu machen. Er fand jedoch ein schnelles Ende. Am folgenden Morgen fand ihn die Wache todt neben sechs leeren Flaschen aus dem Kistchen. Die Begräbnißfeierlichkeiten blieben seiner Leiche versagt. Man ließ sie in Ketten liegen, wie er gestorben war, damit sie in der Sonne verwesen und von den durch ihre Zersetzung erzeugten Insekten verzehrt werden solle.

Sechstes Kapitel.

Als diese fürchterliche Scene vorüber war, führte mich Don Rafael bei Seite und theilte mir die erfreuliche Nachricht mit, daß die Zeit meiner Befreiung endlich gekommen sei. Er übergab mir einhundertfünfundzwanzig Dollars, welche meinen Antheil an dem Ertrag des ehrlichen Fischfangs bildeten. „Nimm das Geld," sagte Rafael tief bewegt, „nimm es mit vollem Vertrauen; es klebt kein Blut daran, junger Mann!"

Meine Vorbereitungen zur Abreise waren bald getroffen, da Bachicha mit seinem Kutter in der Bucht bereit lag, mich nach dem Festlande zu bringen. Ich nahm kurzen Abschied von der Bande und gewiß hat selten Jemand Gefährten, mit denen er monatelang vertraut zusammengelebt, mit so wenig Schmerz verlassen, als ich. Rafaels Sorgfalt für mich rührte mich tief. Er hatte sein Möglichstes gethan, um

meine Selbstachtung unverletzt zu erhalten und ich war daher vollkommen bereit, den guten Rathschlägen zu folgen, die er mir beim Scheiden gab, und an seine Aufrichtigkeit zu glauben, als er mir eine glückliche Zukunft voraussagte und mit seiner eignen Verlassenheit und Reue verglich.

„Ich habe Dich, **hijo mio**, an einen Freund in Regla auf der andren Seite des Hafens von Havana empfohlen, der für Dich sorgen wird. Er ist unser Paisano. Nimm noch diese zehn Unzen; sie sind der Ertrag ehrlicher Arbeit. Sie werden Dir helfen, anständig in Havana zu erscheinen, so daß ich bei der Sorgfalt Bachicha's und unsres Landsmannes in Regla nicht an Deinem Wohlergehen zweifle. **Adios para siempre!**“

Hierauf trennten wir uns — und es war allerdings ein Abschied auf ewig. Wir haben einander nie wieder getroffen, aber ich hörte von Don Rafael und seinem Schicksal. Das neue Unternehmen mit dem Lootsenboote hatte guten Erfolg und die Bande erwarb sich ein bedeutendes Vermögen auf der Insel, ehe die Piratennester längs der Küste von Cuba durch Kreuzer zerstört wurden. Rafael entging mehrere Male mit genauer Noth dem Stricke und der Raa, aber er entschlüpfte den Klauen seiner Verfolger und starb als geachteter Ranchero auf einer bedeutenden Farm im Innern der Königin der Antillen.

Der leichte Sommerwind führte uns bald an

dem Morroschloß und den drohenden Batterien der Cabana vorüber, so daß wir nach kurzer Zeit bei Regla in dem schönen Hafen von Havana vor Anker lagen. Ich werde niemals den Eindruck vergessen, welchen diese herrliche Landschaft auf mich machte, als sie sich zum ersten Male bei Sonnenaufgang meinen Augen in der kühlen Frische des Morgens darstellte. Das große Hügelamphitheater senkte sich zu dem stillen seeähnlichen Wasser in sanften Abhängen nieder, die in das Sammtkleid des saftigsten Grün geschmückt und, so zu sagen, mit spitzengleichen Flecken von Schlössern, Forts, Wohnhäusern und Villa's besetzt waren, bis sich nach dem Meere zu die Spitzen auf der einen Seite in der glänzenden Stadt und auf der anderen in einer Reihe majestätischer Batterien endigten.

Dieser großartige und nachhaltige Eindruck prägte sich mir fast auf den ersten Blick ein, denn ich habe mich jederzeit mehr um die Menschen, als um die Natur gekümmert und mich selten damit aufgehalten, selbst die reizendsten Gegenden zu bewundern. Ich eilte daher mit meinem Empfehlungsbriefe nach Regla, wo derselbe dem italienischen Kaufmanne, dem Freunde Rafaels, an den ich gewiesen war, durch Bachicha verdollmetscht wurde. Il Signore Carlo Cibo war ein ungelehrter, gutherziger Mann, der Italien in abenteuerlicher Laune verlassen hatte, um die Havaneser mit guten Dingen zu versehen, und die Havaneser schienen dagegen mit seinen Artikeln so zufrie-

den gewesen zu sein, daß man wohl sagen konnte, Carlo sei ein Mann, dem es für einen Fremden sehr gut gehe. Er nahm mich mit außerordentlicher Freundlichkeit auf — hieß mich in seiner Junggesellenwirthschaft willkommen — machte mir Entschuldigungen über deren kalte Oede und forderte mich auf über ihn und seine Casa ganz nach Belieben zu verfügen, so lange ich dableiben wolle.

Ich war bereit, diese Gastfreundschaft auf ein Paar Tage anzunehmen, während welcher ich durch die Stadt, die Hügel und die Paseos strich, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, lange im Müßiggang Almosenbrot zu essen. Ich bemerkte, daß mein Freund Carlo entweder der klügste oder der am wenigsten neugierige Mensch sein müsse, den ich jemals gesehen hatte, denn er that nie eine Frage an mich über meine Geschichte aus früherer oder neuerer Zeit. Da er nicht Lust hatte, das Gespräch auf meine Angelegenheiten zu bringen, so nahm ich mir eines Tages die Freiheit zu fragen, ob sich im Hafen kein, nach dem stillen Weltmeere oder nach Mexiko bestimmtes Schiff befinde, auf welchem mir mein Beschützer vielleicht eine Officiersstelle oder die Erlaubniß, mein Brod selbst als gemeiner Matrose zu verdienen, verschaffen könne.

Der freundliche Krämer durchschaute sofort meine eigentlichen Beweggründe und protestirte gegen den Gedanken an meine Abreise, obgleich er mir seine

Anerkennung nicht versagte. Er erklärte, daß mein Besuch, anstatt eine Last zu sein, ein Vergnügen wäre, für welches er nicht so leicht Ersatz finden könne. Was die Kosten anbeträfe, so seien diese, wie er behauptete, nicht erhöht worden. Wo Fünf lebten, sei auch für ein halbes Dutzend genug vorhanden, und was meine Absicht betreffe, nach Mexico oder einem andren Orte des spanischen Amerika zu gehen, um mein Glück zu machen, so warne er mich in Folge seiner eignen Erfahrungen nachdrücklich davor.

„Sie können niemals ihrer Eifersucht gegen Ausländer Herr werden,“ sagte Carlo; „Sie mögen jahrelang unter ihnen leben und glauben, auf brüderlichem Fuße mit ihnen zu stehen, aber, Carramba, endlich ereignet sich doch einmal Etwas, das zeigt, daß Sie ein Fremder sind, und das den Volksgeist gegen Sie aufstachelt. Lassen Sie sich von mir rathen, Don Theodor, bleiben Sie, wo Sie sind, studiren Sie sorgfältig Spanisch, machen Sie sich mit der Art und Weise des Volkes vertraut, und ich will mein Leben verwetten, daß Sie in kurzer Zeit die Hand voll Trumpfkarten und das Spiel in Ihrer Gewalt haben werden.“

Ich that nach seinem Wunsche und wurde nun einem feisten, alten Spaßvogel von Padre vorgestellt, der sich anheischig machte, mir das classische Castilianisch zu lehren. Zwei Unterrichtsstunden überzeugten mich von seiner Unfähigkeit, aber da er ein Zech-

bruder meines Krämers und im ganzen Orte wohlgelitten war, so hielt ich es für klug, dem Anscheine nach sein Schüler zu bleiben und mich insgeheim selbst zu unterrichten. Außerdem war der Pater ein Lebemann und ein großer Freund von Fischen. Da ich mich nun auf deren Fang verstand und ein Canoe zu meiner Verfügung hatte, so konnte ich seine Küche mit einem reichlichen Vorrathe von Flossenthieren versehen, die seine Köchin ausgezeichnet zuzubereiten wußte. Man kann sich leicht denken, daß unsre Fasttage zu herrlichen Gesellschaftstagen wurden. Auf dem Tische dampfte ein schmackhaftes Mahl, der Krämer fügte eine gute Flasche Wein hinzu, und während mein Gastfreund die Lebensmittel vertilgte, wußte ich ihn in einem fortwährenden Gespräch zu erhalten, das in der That der beste praktische Unterricht war, den ein Mann in meiner Lage erhalten konnte.

Es ist merkwürdig, wie oft Kleinigkeiten über unser Leben und Schicksal entscheiden. Während ich müßig im Hafen umherfuhr, wurde mein seemännisches Auge und mein Geschmack durch die zierliche Erscheinung der scharfgebauten Sklavenschiffe angezogen, die sich zu jener Zeit im Hafen von Havana zu versammeln pflegten. Für mich lag etwas Bezauberndes in ihrer Rennpferde-Schönheit. Ein prächtiges Schiff hat stets auf meinen Geist den nämlichen Eindruck gemacht, den, wie man mir sagt, ein schönes Weib auf Andere übt. Jene kühnen Sklavenschiffe mit

ihren pfeilartigen Rümpfen und nach hinten geneigten Masten erfüllten meine Phantasie ganz und gar. Es verging kaum ein Tag, wo ich nicht mit der Entdeckung einer neuen Schönheit nach Hause zurückgekehrt wäre. Signor Carlo hörte schweigend zu und nickte, wenn ich fertig war, mit einem beifälligen Lächeln und einem „bueno" mit dem Kopfe.

Nachdem ich meine Segelfahrten im Hafen einen Monat hindurch fortgesetzt hatte, lud mich mein gütiger Gastfreund ein, ihn an Bord eines Schiffes zu begleiten, an dem er, wie er sagte, mit zwei Aktien betheiligt war — es war nach Afrika bestimmt! Der prächtige Schnellsegler war gerade eins von den Fahrzeugen, die mein Wohlgefallen erregt hatten, und mein aufgeregter Geist wurde vollständig durch das prächtige Schauspiel erfüllt, als wir bei einem üppigen Frühstück die Bai hinabtrieben und Gläser mit Champagner auf das Glück des Schooners leerten. Als er am Morro vorüberfuhr, sprangen wir in unsre Boote und riefen den Seefahrern drei laute, trunkene Hurrahs zu. Mein Krämer war ein Sklavenhändler!

Da ich sah, daß der Italiener zu der Brüderschaft gehörte, so hatte ich jetzt tausend Fragen in Bezug auf das Geschäft an ihn zu stellen, die er sämmtlich in seiner gewohnten freundlichen Weise beantwortete, und in jener Nacht befand ich mich im

Traume an Bord eines von John Bull gejagten Küstenfahrers.

Mein Entschluß stand fest. Mexiko, Peru, die südamerikanische Unabhängigkeit, Patriotismus und alles Aehnliche schwebten auf der Brise des Golfes dahin. Ich schlief meinen Katzenjammer aus und verkündete am folgenden Morgen Cibo, daß ich die Costa Firma aufgegeben habe und mich sehne, eine Stelle auf einem nach Afrika segelnden Schiffe zu erhalten.

Nach ein Paar Tagen sagte er mir, daß mein Wunsch vielleicht in Erfüllung gehen werde, da ein schnellsegelndes Schiff von den canarischen Inseln verkauft werden solle und daß sich Signor Carlo entschlossen habe, dasselbe, wenn es zu einem leidlichen Preise wegginge, mit einem Freunde in Gemeinschaft zu kaufen und nach Afrika zu schicken.

Der canarische Globo wurde demnach für dreitausend Dollars gekauft und lag nach einer durchgängig neuen Ausrüstung in der Casa blanca in Havana als respectables Lootsenboot von vierzig Tonnen Last im Hafen. Sein Name wurde in Folge seiner erprobten Schnelligkeit in El Aerostatico verwandelt, eine Karronade auf dem Verdeck aufgepflanzt, alle Erfordernisse zu einer Sklavenladung an Bord geschafft, funfzehn Matrosen, der Auswurf der Preßgänge und der Gefängnisse, eingeschifft, ein bedeutender Vorrath von Pulver, Munition und Kleingewehr

eingenommen und zuletzt vier Fäßchen voll klingender Münze, zum Ankaufe unsrer Rückfracht bestimmt, in die Kajüte gebracht.

Am 2. September 1826 nahm ich nach einem köstlichen Frühstück auf dem Verdecke des nach den Capverdischen Inseln ausklarirten, in Wahrheit aber nach dem Rio Pongo bestimmten Aerostatico Abschied von meinem Freunde Carlo. Unsre Mannschaft bestand aus einundzwanzig Taugenichtsen — Spaniern, Portugiesen, Franzosen und Mischlingen. Der majorkanische Capitain war ein sonderbarer Mensch zu einem solchem Amte, und würde wohl nirgendwo anders als zu jener Zeit in Havana zur Führung eines Sklavenschiffes verwendet worden sein. Er war theoretisch in seinem Berufe gebildet, aber kein praktischer Seemann, — fürchtete sich vor seinem eigenen Schatten und setzte nicht das geringste Vertrauen auf sein eignes Urtheil; er schenkte Jedem Gehör und gab seine Meinung ohne Gegenrede oder Widerspruch bereitwillig auf. Unser erster Officier, ein catalonischer Vetter des Capitains, machte keine Ansprüche auf Befahrenheit, war aber ein guter Mathematiker. Ich erinnere mich noch jetzt daran, wie herzlich ich ihn wegen der Sorgfalt auslachte, die er auf seine lilienweißen Hände verwendete, und welche Scherze wir über sein mädchenhaftes Wesen, seine Stimme und Unterhaltung machten. Der Bootsmann, der zu seiner Wache gehörte, versicherte mir, daß er selten

einen Befehl gäbe, den er nicht nach einer beliebten Opernmelodie heraussumme.

Unter dieser buntscheckigen Gesellschaft nahm ich die Stellung eines Supernumerar-Officiers und Dollmetschers ein, aber da ich an die heilsame amerikanische Schiffsführung und Disciplin gewöhnt war, so zitterte ich nicht wenig, als ich die erstaunliche Unwissenheit des Capitains entdeckte und die vollkommene Werthlosigkeit unserer Mannschaft gewahr wurde. Diese Umstände machten mich doppelt wachsam und es that mir manchmal leid, daß ich nicht mehr in Regla oder auf dem Paseo war. Am zehnten Tage unsrer Fahrt fing ein Nordwester an zu wehen, aus welchem ein Sturm wurde, der die See aufwühlte. Die Segel des Schiffes waren bald vermindert worden, aber als ich durch den ersten Officier abgelöst wurde, deutete ich dem Capitain an, daß es am besten sein würde, den Schooner sobald als möglich beizulegen. Wir flogen seit einigen Stunden unter dicht gerefftem Vorsegel vor dem Sturme dahin und ich fürchtete, daß wir unser Schiff, wenn wir es nicht sofort vor den Wind legten, in die Sturzseen treiben, oder daß wir bei diesen Manövers umgeworfen werden würden, wenn wir es bei höher gehenden Wogen versuchten. Der Capitain folgte jedoch, mit seiner gewöhnlichen Unterordnung unter die Ansichten der unrechten Person, dem Rathe des Steuermannes, der zufälliger Weise älter war als ich, und ließ das

Schiff mit der Geschwindigkeit eines Rennpferdes durch und über die Sturzwellen pflügen.

Das Vorderdeck stand jetzt fortwährend unter Wasser und die Leute sammelten sich hinter dem großen Maste, um sich so gut als möglich trocken zu halten. Officiere und Mannschaft waren bunt durch einander gedrängt, und in Folge unsrer gewohnten lockeren Disciplin gab Jeder seinen Theil zur Unterhaltung und Berathung. Vor Sonnenuntergang empfahl ich wieder, den Schooner beizulegen, aber diese Arbeit war jetzt so gefährlich geworden, daß die Leute, die sich davor fürchteten, dem Capitain versicherten, der Wind werde sich legen, sobald der Mond aufgehe. Aber als sich die trübe Scheibe über den dichten, tiefliegenden Wolken zeigte, wuchs die Heftigkeit des Sturmes. Das Licht drängte dies furchtbare Schauspiel um unsre Eierschale auf der schaumbedeckten, brüllenden See eher zusammen, als daß es dasselbe enthüllt hätte. Jede Woge fegte über uns hinweg, aber unser leichtes Schiff erhob sich wieder auf der nachfolgenden Welle und durchschnitt deren Kamm mit ihrem messerscharfen Vordertheile. Es war jetzt zu spät zu dem Versuche, es vor den Wind zu bringen, aber es wurde immer nothwendiger, Etwas zu thun, um zu verhindern, daß uns die mächtigen Sturzseen, die uns wie Lawinen nachdonnerten, unter das Wasser drückten.

Man kann sich die tiefe Verlegenheit unsres

zweifelerfüllten Capitains und seines stutzerhaften Maaten leicht denken. Jeder hatte seine eigne Meinung, und die eine war natürlicher Weise immer abgeschmackter als die andre — endlich machte Jemand den Vorschlag, das Vorsegel loszuschneiden und das Schiff unter nackten Spieren beizudrehen.

Ich steuerte den Schooner, als dieser wahnsinnige Vorschlag gemacht wurde, und da ich fürchtete, daß der Capitain denselben befolgen würde, so sprang ich auf die Luke, nachdem ich den Bootsmann an meinen Platz gerufen hatte und versicherte der Mannschaft, daß wir, wenn sie das Segel losschnitten, die Herrschaft über das Schiff verlieren müßten, so daß bei der so verlorenen Steuerkraft die nächste Woge seinen Kiel dem Himmel und sein Verdeck den Fischen zeigen werde. Ich forderte sie auf, es eher schneller vorwärts zu treiben, als seinen Lauf zu hemmen. Ich sagte, daß unsre einzige Rettung darin bestehe, daß wir das Ballanz-Reef ausstächen, und daß ich schon ein Schiff ganz auf die nämliche Art habe retten sehen. Feiglinge, denen der Tod an der Kehle steht, lassen sich durch einen entschlossenen Mann bald überzeugen. Ich benutzte das augenblickliche Schweigen, welches meiner Handlung folgte und sprang, ehe der Capitain denken oder sprechen konnte, mit meinem scharfen Messer zu dem Giekbaum und schnitt langsam und vorsichtig die Raabandknoten auf, damit

das Vorsegel nicht durch einen einzigen Windstoß aufgebläht und in Stücken gerissen werden möchte.

Meine Ansicht war richtig. Unsre erhöhte Segelkraft ließ uns über die Wogen gleiten; die Sturzseen spülten nicht mehr gefährlich über unser Verdeck; wir schossen während des Restes des Sturmes stätig dahin, und ruhten am folgenden Abend bei Sonnenuntergang auf einer ruhigen, seeähnlichen Meeresfläche, wo wir das angestrengte Takelwerk wieder in Ordnung brachten, und uns nicht wenig auf die Gefahren, welche wir überstanden und besiegt hatten, zu gute thaten. Der minorkanische Capitain war überzeugt, daß noch Niemand eine so kühne That ausgeführt habe. Er war noch außerdem der Meinung, daß außer ihm kein Mensch den Schooner durch einen so fürchterlichen Sturm hätte führen, oder auf den prächtigen Ausweg verfallen können, ihn vorwärts zu treiben, anstatt ihm die Segel zu nehmen!

Von dieser Stunde an wurde jeder Anschein von Disciplin abgeschüttelt. Matrosen, denen erlaubt wird, ungenirt das Halbdeck zu betreten und ihre Meinung abzugeben, verwinden die ihnen gestattete Freiheit niemals. Unsre Schlingel auf dem Aerostatico konnten den Gedanken nicht ertragen, daß sich der jüngste Seemann an Bord — der noch dazu ein Ausländer war — als der Erfahrenste gezeigt hatte. Die geschickte Ausführung meiner Pflicht wurde eine Quelle heimlichen Grolls. Da ich mich nicht unter die Tau-

genichtse mischen wollte, so nannten sie mich hochmüthig. Meine Befehle fanden nur lässigen Gehorsam, kurz, auf dem Schooner wurde Alles so unleidlich als möglich.

Nach einundvierzig Tagen gelangten wir jedoch an das Ende unsrer Reise an der Mündung des Rio Pongo. Da Niemand mit der Einfahrt oder der Beschiffung des Flusses vertraut war, so ging der Capitain mit vier Mann an's Ufer, um einen Lootsen zu besorgen, der am Nachmittag an Bord kam, während Ersterer in einem Boote nach der Sklavenfactorei in Bangalang hinauffuhr. Um vier Uhr schifften wir mit günstiger Fluth und gutem Winde in den Rio Pongo hinein, so daß wir, noch ehe die Sonne in das atlantische Meer sank, wohlbehalten unterhalb der Niederlassung vor Anker lagen.

Während wir langsam zwischen den Flußufern dahin trieben und die üppige Vegetation Afrika's betrachteten, die an diesem Tage zum ersten Male vor meine Augen trat, gerieth ich in ein Gespräch mit dem eingeborenen Lootsen, der in den Vereinigten Staaten gewesen war und sehr gut Englisch sprach. Berak fragte mich sehr bald, ob sich außer mir noch Jemand an Bord befände, der diese Sprache könne, und als ich ihm sagte, daß nur der Schiffsjunge dieselbe verstehe, flüsterte er mir eine Geschichte zu, welche mich allerdings durchaus nicht überraschte.

An diesem Nachmittage hatte Einer aus unsrer

Mannschaft am Lande versucht, den Capitain durch das Losbrennen einer Flinte hinter seinem Rücken, die jedoch versagte, zu ermorden. Unserem Piloten war die Thatsache von einem Eingeborenen mitgetheilt worden, welcher der Gesellschaft vom Landungsplatze aus am Ufer hin folgte, und die Richtigkeit derselben wurde, nach seiner Meinung durch die bedeutungsvollen Prahlereien bestätigt, welche der größte von den Bootsleuten, die ihn an Bord begleiteten, ausstieß. Er war überzeugt, daß die ganze Bande beabsichtige, sich unsres Schooners zu bemächtigen.

Die Erzählung des Lootsen bestätigte einige Andeutungen, welche ich während der Fahrt von dem Koche erhalten hatte. Es fiel mir sofort bei, daß, wenn ein derartiges Verbrechen wirklich beabsichtigt würde, keine Gelegenheit zu dessen Ausführung so günstig sein könne, als die gegenwärtige. Ich beschloß daher, keine Vorsichtsmaßregel zu vernachlässigen, durch welche das Schiff und das Leben der redlichen Offiziere zu retten sei. Als ich die vom Lande zurückgebrachten Flinten besichtigte, welche ich eilig in die Waffenkiste auf dem Verdeck geworfen hatte, fand ich, daß das Schloß derselben aufgebrochen und mehrere Pistolen und Entersäbel entwendet worden waren.

Sie hatten ohne Zweifel ihre Vorbereitungen getroffen, um uns zu ermorden. Als die Nacht näher rückte, überzeugte mich die Ueberlegung, so wie meine

Aufgeregtheit, daß die Finsterniß nicht ohne einen Mordversuch vergehen werde. Es herrschte ein ungewöhnliches Schweigen. Bei der Annäherung an einen Hafen giebt es gewöhnlich unter der Mannschaft Scherz und Heiterkeit; aber jetzt blieben bei der Abendunterhaltung der tägliche Gesang und die unvermeidliche Guitarre weg. Ich untersuchte sorgfältig das Deck, fand jedoch oberhalb der Luken nur zwei, anscheinend schlafende, Seeleute. Da ich nur untergeordneter Offizier war, so konnte ich keine Befehle geben, aber ich setzte auch kein Vertrauen auf die Beurtheilungskraft und den Muth des ersten Maaten, wenn ich ihm mittheilen würde, was ich wußte. Ich hielt es jedoch für meine Pflicht, ihm die Geschichte zu erzählen, so wie ihm meine Entdeckung in Bezug auf die fehlenden Waffen kund zu thun. Ich berief daher den ersten Offizier, den Hochbootsmann und den Koch so still als möglich in die Cajüte, während ich unsren englischen Schiffsjungen am Eingange der Luke Wache halten ließ. Ich machte sie mit unsrer Gefahr bekannt, und forderte sie auf, mir zu helfen, den ersten Schlag zu führen. Es war meine Absicht, uns der Mannschaft zu versichern und ihr ein Gefecht zu liefern. Der Maat bebte, wie ich erwartet hatte, wie ein Mädchen, und weigerte sich, vor der Rückkehr des Capitains irgend Etwas zu thun. Der Koch und der Hochbootsmann billigten jedoch schweigend meinen Plan, und wir riethen unsrem feigen Kameraden, un=

ten zu bleiben, während wir die Verantwortlichkeit und die Gefahr des Wagnisses auf uns nähmen.

Es mag etwas voreilig gewesen sein, aber ich beschloß die Rettung damit zu beginnen, daß ich den notorischen cubanischen Verbrecher, der dem Capitain nach dem Leben getrachtet hatte, wie einen Hund, und ohne ein Wort zu verlieren, niederschösse. Ich glaubte, daß dies den Andren einen Schrecken einjagen und der Meuterei mit dem wenigsten Blutvergießen ein Ende machen werde. Ich nahm ein Paar große Reiterpistolen unter dem Kopfkissen des Capitains hervor, untersuchte die Ladung, und befahl dem Koch und dem Hochbootsmann mir auf das Verdeck zu folgen. Aber der feige Offizier wollte mich nicht loslassen. Er klammerte sich voll athemloser, weibischer Furcht fest an mich an. Er bat mich in den flehendsten Ausdrücken, abzulassen, und bei meinem Bemühen, ihn abzuschütteln, entlud sich zufällig eins der Pistole. Im nächsten Augenblick rief mein aufmerksamer Wächter vom Steuerbord her ein warnendes: „Aufgeschaut!“ und als ich in der Dunkelheit, die mich beim Heraustreten aus der erleuchteten Cajüte blendete, umherschaute, erblickte ich die kräftige Gestalt des Rädelsführers, der auf mich zuschritt und einen Hauer schwang. Ich zielte und drückte los. Wir stürzten Beide nieder. Der Meuterer mit zwei Kugeln im Leibe und ich von dem Rückstoß des überladenen Pistols.

Der Schlag schrammte mir das Gesicht und verwundete mich am Auge, aber da Keiner von den Kämpfern des Bewußtseins beraubt wurde, so standen wir augenblicklich wieder auf den Füßen. Der spanische Missethäter preßte jedoch die Hand auf den Leib und stürzte nach vorn, indem er ausrief, daß er ermordet sei, aber während er nach dem Vorderkastell hinabstieg, erhielt er von dem Hochbootsmann mit einem Bajonett einen Stich in die Schulter, der die Waffe mit so großer Gewalt hineintrieb, daß wir sie kaum wieder aus der Leiche des Schurken ziehen konnten.

Ich stand, wie gesagt, in einer Minute wieder auf den Füßen, und als ich mir das Gesicht befühlte, bemerkte ich Blut auf meinen Wangen, die ich eilig unterhalb der Augen mit einem Tuche verband. Dann flog ich zu der Waffenkiste. In diesem Augenblicke verkündete mir der Knall eines Pistols und ein schmerzlicher Schrei einer Knabenstimme, daß mein Liebling neben mir verwundet worden war. Ich legte ihn hinter die Lukendecke und kehrte zum Kampfe zurück. Ich war jetzt blind vor Wuth, und kämpfte, wie es scheint, gleich einem Rasenden. Ich gestehe, daß ich nicht die geringste eigne Erinnerung an die nächsten Ereignisse habe, die ich nur aus den späteren Berichten des Koches und des Hochbootsmannes erfuhr.

Wie sie sagten, stand ich wie bezaubert neben der Waffenkiste. Meine Augen waren auf das Vorder-

kastell gerichtet, und so wie sich ein Kopf nach dem andren über der Luke aus dem Dunkel erhob, feuerte ich eine Flinte nach der anderen auf dieses Ziel ab. Alles was sich bewegte, fiel unter meinen Kugeln. Sobald ich die Waffen abgeschossen hatte, schleuderte ich sie fort, um andre zu ergreifen, und als der Kampf zu Ende war, weckte mich der Koch aus meiner Raserei, in der ich noch immer in der leeren Kiste nach Waffen wühlte.

Als sich der Rauch verzog, schien das Vordertheil unsres Schooners völlig verlassen zu sein, aber wir fanden auf dem Verdeck zwei Todte und einen tödtlich Verwundeten, während der Rädelsführer und einer seiner Kameraden im Vorderkastell ächzten. Es waren aus dem Vorderschiff sechs Pistolen auf uns abgeschossen worden, aber merkwürdiger Weise war die einzige wirksame Kugel diejenige gewesen, welche das Bein meines englischen Schiffsjungen getroffen hatte.

Als ich wieder zur Besinnung kam, war meine erste Frage nach dem tapfren Bootsmanne, der sich unbewaffnet auf dem Vorderkastell befand, als die unerwartete Explosion erfolgte, und da er keine Rettung vor meinen mörderischen Kugeln sah, sich über den Bug flüchtete.

Unser Schiffsjunge wurde schnell beruhigt. Die Meuterer bedurften für ihre tödtlichen Wunden nur geringer Pflege und der verbrecherische Anstifter starb,

wie alle derartigen Schurken, um Gnade flehend, im Todeskampfe verächtlicher Furcht. Ich bedurfte nur kurzer Zeit, um ihn von seinen Sünden zu absolviren!

Das war die erste Nacht, die ich in Afrika verlebte!

Siebentes Kapitel.

Es wird wahrscheinlich Leser geben, welche die im vorigen Kapitel beschriebenen Scenen für unnatürlich halten. Man kann vielleicht sagen, daß es das Bild eines Jünglings, dessen Leben zwar unter Versuchungen und Unglück verflossen war, der jedoch fortwährend ein reines Gemüth bewahrt hatte, zu sehr verzerren heißt, wenn er dargestellt wird, wie er auf einmal zum verzweifelten Todtschläger wird. Ich kann hierauf weiter nichts antworten, als daß die Vorgänge, so wie ich sie erzählt habe, vollkommen wahrheitsgetreu sind und daß ich außerdem die Ueberzeugung hege, daß sie nur die natürliche Entwickelung meines Charakters waren.

Ich bin von frühester Jugend an ein Bewunderer der Seelengröße gewesen und habe Unredlichkeit und Verrath stets tief verabscheut. Ich bin bei Vorgängen betheiligt gewesen, die ich später mittheilen werde und welche die Welt mit harten Namen benen=

nen wird, aber ich habe mich immer bemüht, bei denselben, nicht allein die unter Abenteurern gültigen Begriffe von Billigkeit, sondern auch die Redlichkeit, welche unter allen Umständen das Zeichen eines ehrenhaften Charakters ist, vor Augen zu behalten.

Nun die Tragödie meiner ersten Nacht auf dem Rio Pongo bildete meinen Uebergang aus einer untergeordneten Stellung zu verantwortlicher Unabhängigkeit. Ich will nicht prahlerisch behaupten, daß ich ein muthiger Mensch gewesen sei, weil der Muth, oder der Mangel daran, Dinge sind, wofür man eben so wenig verantwortlich ist, wie für den Besitz oder die Abwesenheit physischer Kraft. Außerdem war ich stets ein Mensch voll, wenn man es so nennen will, gefaßter Leidenschaftlichkeit. Ich war mit etwas mehr als kaltblütiger Energie begabt, oder vielmehr, diese wurde in mir durch das Feuer eines leidenschaftlichen Charakters erhöht und veredelt. Bis jetzt war ich durch den herkömmlichen Gehorsam niedergehalten worden, welcher mir als Seemann unter gesetzlicher Disciplin zukam. Aber die Ereignisse der letzten sechs Monate und besonders die große Unordnung während der Reise nach Afrika, die Gefahren, welche uns bei der Führung des Schiffes bedroht hatten und der mich jetzt umgebende Kreis von Bösewichtern hielten nicht allein meinen Geist fortwährend wach, sondern weckten in meiner Seele auch die schlummernden Gefühle der Pflicht und der Selbstvertheidigung.

Ist es daher unnatürlich, wenn das Herz und die Nerven eines Menschen, die seit Monaten blosgelegen haben, vor Schmerz beben und mit plötzlicher Heftigkeit aufzucken, wenn von seinem entschlossenen Muthe ein gefährdeter Ruf, Leben und Eigenthum abhängen? Die Zweifler mögen über die philosophische Betrachtung den Kopf schütteln, aber ich glaube, daß ich mich bei der Thatsache beruhigen kann. Ich that meine Pflicht — so furchtbar sie auch war.

Ich ziehe einen Schleier über unser blutbeflecktes Verdeck, als die brennende afrikanische Sonne ihre ersten Strahlen durch die prächtigen Bäume und Pflanzen sandte, welche den ruhig daliegenden Fluß einschlossen. Wir warfen fünf Leichen in den Strom und beseitigten die Spuren des Trauerspieles so gut als möglich. Der feige Maat, der beim Knall des ersten Pistols vom Vorderkastel in die Kajüte geflohen war, erschien mit verstörter Miene und am ganzen Leibe bebend, um zu erklären, daß er an dem, was er „den Mord“ nannte, keinen Theil habe. Der Koch, der Hochbootsmann und der afrikanische Lootse berichteten den ganzen Vorgang dem Capitain, der ihn in das Journal eintrug und von mir und unbetheiligten Zeugen unterschreiben ließ. Dann wurde die Wunde des Schiffsjungen untersucht und unbedeutend befunden, während man von der meinigen, obschon sie nicht schmerzte, glaubte, daß sie meiner Sehkraft schaden könne. Das Steinschloß des zurück-

prallenden Pistols hatte mir auf der Wange gerade unter dem Auge, drei Schrammen versetzt.

Niemand hatte an diesem Tage viel Appetit nach dem Frühstück. Nachdem die Geschichte erzählt und niedergeschrieben war, gingen wir traurig an's Werk, das Schiff loszubinden und langsam wie bei einem Leichenzuge nach einem sicheren Ankerplatze vor Bangalang, dem Wohnorte und der Factorei des Mr. Ormond, der unter seinem hier zu Lande gebräuchlichen Namen „Mongo John" besser bekannt ist, zu bringen. Dieser Mann kam am frühen Morgen mit unserem Capitain an Bord und versprach mir einen eingeborenen Doctor zu schicken, um sowohl mein Auge als auch das Bein des Knaben zu curiren und nahm mir das Versprechen ab, ihn zu besuchen, sobald es mir mein Amt auf dem Schiffe gestatten würde.

An demselben Nachmittage wurde das Geld an's Land geschafft und der Capitain übergab mir die Obhut über den Schooner mit dem Befehl, denselben zur Heimreise aufzutakeln, auszubessern und zu verproviantiren. Mongo John erfüllte sein Versprechen noch vor Einbruch der Nacht und schickte mir den Arzt, der mit der Medicin — nicht in der Tasche, sondern neben sich — an Bord kam! Er befahl, meine zerfetzte Wange alle halbe Stunden mit Menschenmilch, frisch von der Brust weg, zu baden, und um die schnelle, unverfälschte und reichliche Lieferung derselben zu sichern, erschien eine kräftige Negerin mit

ihrem Kinde, die den Befehl hatte, so lange an Bord zu bleiben, als ihre Dienste nöthig sein würden. Ich weiß nicht ob die Natur oder diese Medicin meine Wunde heilten, so viel ist jedoch gewiß, daß in kurzer Zeit die Ränder vernarbten und jedes Zeichen von Entzündung gänzlich verschwand.

Wir brauchten zehn Tage dazu, den Aerostatico segelfertig zu machen und ihn mit Holz und Wasser zu versehen. Mundvorräthe waren von Havana mitgebracht worden und wir brauchten sie nur so wegzustauen, daß wir dazu gelangen konnten. Da unser Schooner sehr klein war, so hatten wir kein Sklavendeck und breiteten deshalb Matten über das Brennholz aus, womit die Zwischenräume der Wasserfässer ausgefüllt waren, um eine ebene Fläche für unsere Ladung herzustellen.

Als meine beschwerliche Aufgabe ausgeführt war, ging ich an's Land — fast zum ersten Male — um den Capitain davon zu benachrichtigen, aber er war noch immer nicht bereit, seine lebende Fracht einzunehmen. Er bot beträchtliche, den gewöhnlichen Marktpreis weit übersteigende Summen für eine Ladung Knaben, aber wir wurden dennoch zwanzig Tage über unsere contractliche Zeit aufgehalten, ehe der Transport in Bangalang ankam.

Da ich Mongo John, oder John dem Häuptling versprochen hatte, seine Factorei zu besuchen, so benutzte ich diese Gelegenheit zur Erfüllung meines

Versprechens. Er nahm mich mit der größten Höflichkeit auf, zeigte mir seine Stadt, seine Barracoons und Vorrathshäuser und ging sogar so weit, daß er mir die Ehre einer Einführung in das Innere seines Harems zu Theil werden ließ. Nachdem der Besuch zu Ende war, bestand er darauf, daß ich mit ihm speisen solle und wir hatten sehr bald ein paar Flaschen auserlesenen Weins beseitigt. Ormond war gleich mir ein Seefahrer gewesen. Wir sprachen von den Ländern, Gegenden und Abenteuern, die uns im Leben aufgestoßen waren, und er ließ eine frische Flasche zur Belebung unserer Erinnerung kommen. Nichts reift die Freundschaft so schnell, wie der Wein! Noch ehe die Sonne unterging hatte unser Gedächtniß mit Telegraphenschnelle den Erdball umkreis't und unsere Vertraulichkeit den Gipfelpunkt erreicht.

Der rosige Saft wirkte auf den Mongo als Beruhigungsmittel und fesselte ihn in sanftem Schlummer an seinen Stuhl; auf meine erregten Nerven übte er jedoch einen ganz verschiedenen Einfluß. Ich verfügte mich nach dem Vorhause, um die frische Luft einzuathmen, welche vom Flusse herüberwehte, schlug aber in der Dunkelheit sehr bald den Weg nach den geheiligten Räumen des Harems ein! Ich wurde nicht eher bemerkt, als bis ich fast den Mittelpunkt des Heiligthums erreicht hatte, wo Ormond seine bunte Gesellschaft von schwarzen Mulatten- und Quarteronen-Weibern in Verwahrung hielt. Die

Dame, welche mich zuerst gewahr wurde, war eine helle Mulattin mit rosigen Wangen, schlehenschwarzen Augen, kokettischen Turban und schwellenden Lippen, die, wie ich später erfuhr, die zweite Stelle im Herzen des Häuptlings einnahm. Im folgenden Augenblick erklang der Hof von einem schnatternden Zuruf an ihre Gefährtinnen, so daß mich die ganze Gesellschaft plappernder Papageien unter einer Sündfluth von Worten umringt hatte, ehe ich mich nur umdrehen konnte. Mein Ruf war mir vorausgegangen! Meine schwarze Pflegerin war eine Dienerin des Harems und ihr Besuch auf dem Schooner lieferte ihr in der Geschichte der Tragödie einen Vorrath von Anekdoten auf ihre ganze Lebenszeit. Jede verlangte darnach, den „weißen Kämpfer" zu sehen. Alle vergingen fast vor Sehnsucht, die weiße Haut zu befühlen, die sie geheilt hatte. Dann liefen sie in einem plötzlichen Anfalle kindischer Laune, wie von Furcht erfaßt, von mir weg und eilten Alle zusammen wie eine Heerde schnatternder und spielender Affen wieder auf mich zu. Ich konnte kein Wort von dem, was sie sagten, verstehen, aber der Trupp schwatzte mit eben so großem Vergnügen, als ob dies der Fall wäre und blickte mir mit gnomenhafter Neckischkeit über meine verwunderte Unwissenheit in die Augen.

Endlich schien in meinen farbigen Freundinnen der Gedanke aufzusteigen, nicht allein sich zu amüsiren, sondern auch für meine Unterhaltung Etwas zu

thun. Ein Schnattern in einem Winkel entschied darüber, was dies sein solle. Zwei bis drei von ihnen brachten Reisig und eben so viele Kohlen herbei. Sie zündeten schnell in der Mitte des Hofes ein Feuer an und als die Flamme desselben den Schauplatz erhellte, begann ein Kreis halbnackter Weiber beim eintönigen Klange eines Tom-Tom um dasselbe einen Tanz. Dann löste sich der Ring auf und Alle tanzten einzeln nach ihrem persönlichen Belieben. Einige waren lebhaft, Andre sanft, Verschiedene zahm und Mehrere wirklich wild. Nach Verlauf so vieler Jahre habe ich keine genaue Erinnerung an die charakteristischen Bewegungen dieser Halbwilden mehr, besonders da der Rothwein und Champagner mein Gehirn in ziemliche Gährung versetzte und mir den Gedanken eingab, daß es meine Schuldigkeit sei, mich unter den springenden Haufen zu mischen. Ich beschloß, den Barbarinnen ein Pröbchen italienischen Geschmacks zu geben.

In Folge dessen sprang ich aus der Hangmatte, in welcher ich mich während der Aufführung geschaukelt hatte, fing mit einem Balancez und einem Avancez an und endigte meine tanzkünstlerische Produktion mit einer Pirouette und einem echten Matrosen-Hornpipe. Das krampfhafte Lachen, die festgehaltenen Seiten, den schmetternden Beifall und die lärmende Heiterkeit, womit meine Künste aufgenommen wurden, kann man sich bei nüchternem Geiste nicht vorstellen.

Als ich meiner Solo-Tour müde war, faßte ich die hübscheste der Gesellschaft um die schlanke, glänzende Taille und drehte sie im schnellsten Walzer auf dem Hofe im Kreise, bis ich sie mit einem Kusse, schwindelnd und athemlos auf den Boden legen mußte. Dann packte ich eine Zweite — eine Dritte und Vierte und Fünfte, die ich denselben rasenden Kreislauf durchmachen ließ und stand im Begriff, das ganze Serail zur Ruhe zu walzen, als sich Niemand Geringeres als der verwunderte gähnende Mongo vor uns erhob.

Die Erscheinung machte mich nüchtern. Eine Quarteron-Favoritin Ormonds, die ich eben in fashionable, üppige Bewußtlosigkeit tanzte, fiel aus meinen Armen in die ihres Gebieters; ich entschuldigte mich wegen der tollen Scene und schob sie einzig und allein auf den Zauber seines Witzes und seines Weines.

„Ha!" sagte der Mongo, „St. Veit fährt Ihnen in die italienischen Beine, sobald Sie Musik und Tanz in ihren Bereiche finden, und beim Zeus, wie es scheint, können Sie einen Weiberrock eben so schnell aufspüren, wie ein Schweißhund einen Flüchtling. Aber das Tanzen thut keinen Schaden, Don Theodor; ich hoffe nur, daß Sie sich in der Folge dieses Vergnügen auf weniger geräuschvolle Art machen werden. In Afrika halten wir gern eine Siesta nach dem Mahle und ich empfehle Ihnen, sich sobald als möglich vor noch einer Flasche unter Lee zu legen."

Wir verfügten uns wieder an seinen Tisch und unter dem Einflusse des Rothweines und der Erzählungen des Häuptlings versank ich bald in einen köstlichen Schlummer.

Am folgenden Morgen nahm mich der Capitain des Aerostatico vertraulich bei Seite und theilte mir mit, daß Ormond so große Zuneigung zu mir gefaßt und den Wunsch, mich als Sekretair in Bangalang zurückzubehalten, so dringend geäußert habe, daß er es für seine, wenn auch schwere Pflicht halte, mir darüber Rath zu ertheilen.

„Es wird vielleicht vortheilhaft für Ihren Geldbeutel sein, Don Theodor, wenn Sie bei einem so mächtigen Händler bleiben, aber außer der Verbesserung Ihrer Lage kommt noch der Zweifel in Betracht, ob es, wenigstens vorläufig für Sie gerathen ist, Havana wieder zu besuchen. Man könnte sagen, daß Sie, amigo mio, den Krieg an Bord des Schooners angefangen hätten, und da bei dem Kampfe fünf Menschen getödtet worden sind, so wird es erforderlich sein, daß ich dem Commandanten sofort nach meiner Ankunft die Sache berichte. Sie haben zwar das Schiff, das Geld, die Ladung und meinen Vetter gerettet, hijo mio, aber Gott weiß, was das Resultat der Havaneser Justiz sein kann. Man wird Sie einem strengen Verhöre unterwerfen und ich glaube fast, daß man Sie in das Gefängniß stecken wird, bis das Endurtheil gefällt ist. Wenn dies geschehen

wird, läßt sich gar nicht bestimmen. Wenn Sie Freunde haben, so wird man sie so lange als möglich schröpfen, ehe Sie herauskommen, und wenn Sie keine haben, so wird sich Niemand die Mühe nehmen, für Ihre Befreiung ohne Aussicht auf eine Belohnung zu sorgen. Wenn Sie das Tageslicht wieder erblicken, so werden die noch Uebrigen von diesen Schurken und die Sündenfreunde der Todten anfangen, Ihre Schritte zu verfolgen, und Ihnen Havana eben so unangenehm als gefährlich machen, so daß ich nicht zögre, Ihnen den Rath zu ertheilen, daß Sie bleiben wo Sie sind, und die Dublonen des Mongo nehmen."

Ich glaubte auf den ersten Blick den Zweck seiner heuchlerischen Tirade zu durchschauen und war überzeugt, daß er mich nur los zu werden wünschte, um den ersten Maat wieder in eine Stelle einzusetzen, die er, so lange ich an Bord war, freilich nicht einnehmen konnte. Da ich in Afrika zu bleiben beabsichtigte, so sagte ich ihm rund heraus, es thue mir leid, daß er seine Wünsche nicht frei, offen und ehrlich wie ein Mann ausgesprochen, sondern eine feige Undankbarkeit unter der Maske angeblicher Sorgfalt für mein Wohl versteckt habe. Ich wendete mich mit verächtlicher Miene kurz von ihm ab, und während er sich beeilte, sein erbleichtes Gesicht in der Kajüte zu verbergen, rief ich ein Boot, warf meine Schiffskiste, mein Bettzeug und meine Waffen in dasselbe, und knüpfte mein Geschick an den afrikanischen Continent.

Eine halbe Stunde gab meinem Schicksal eine andre Wendung!

Mr. Ormond nahm mich äußerst freundlich auf und setzte mich in mein neues Secretariat ein, indem er mir eine abgesonderte Wohnung, einen Platz an seinem Tische und monatlich einen Neger — oder den Werth desselben mit vierzig Dollars — für meine Dienstleistungen versprach.

Als die Läufer mit den zur Vervollständigung der Ladung des Aerostatico erforderlichen Negern aus dem Inneren zurückkamen, hielt ich es für meine Schuldigkeit gegen den italienischen Krämer in Regla, sein Schiff persönlich zu expediren. Ich begab mich daher wieder an Bord, um beim Unterbringen von einhundertundacht Knaben und Mädchen, von denen keins älter als funfzehn Jahr war, zu helfen. Ich gestehe, daß ich mir, als ich in das Zwischendeck kroch, nicht vorstellen konnte, wie diese kleine Armee in einem nur zweiundzwanzig Zoll hohen Raume verpackt werden und Athem holen sollte! Der Versuch wurde jedoch schnell gemacht, da es nöthig war, sie bei der Fahrt stromabwärts unten zu halten, um zu verhindern, daß sie über Bord sprängen und an's Ufer schwömmen. Ich fand es unmöglich, Alle in sitzender Stellung unterzubringen, aber wir ließen sie sich Eins in den Schooß des Andren legen, wie Sardinen in einer Blechbüchse und erhielten auf diese Art Raum für die ganze Ladung. Merkwürdiger Weise

hatten, als der Aerostatico Havana erreichte, nur drei dieser „Passagiere" der Natur ihre Schuld bezahlt.

Als ich den Schooner ein Paar Meilen vor der Flußmündung verließ, geschah dies ohne ein Abschiedswort, außer für den englischen Schiffsjungen, dessen Geschick ich nur zu meinem großen Leidwesen in den Händen jener einfältigen Spanier ließ. Der Knabe gehörte mir in der That fast an, denn ich kann wohl sagen, daß er mir sein Leben verdankte.

Während wir vor der Abfahrt im Hafen von Havana auf die Mannschaft warteten, lag unser Schiff am Kai neben einem englischen Kauffahrer vor Anker. Eines Tages vernahm ich einen Schrei von dem benachbarten Fahrzeuge und sah einen Knaben mit blutbedecktem Gesicht aus der Kajüte stürzen, der von einem aufgedunsenen Seemanne mit Faustschlägen verfolgt wurde. Ich bat den Unmenschen, sich zu mäßigen, aber meine Einmischung schien seine Wuth in einem solchen Grade zu erhöhen, daß er eine Handspeiche ergriff, um das Kind niederzuschlagen. Hierauf rief ich dem Knaben zu, über Bord zu springen, und befahl zu gleicher Zeit einem Matrosen, mein Boot in's Wasser zu lassen und dahin zu rudern, wohin er fiel. Der Knabe gehorchte mir und stattete mir nach wenigen Minuten auf unsrem Schiffe seinen Dank für die Rettung ab. Der betrunkene Britte dagegen machte seiner Wuth in den rohesten Worten Luft und wenn er sein Boot an Bord gehabt hätte,

so würde ohne Zweifel ein schneller Besuch von seiner Seite mit einem Kampfe auf meinem Verdeck geendet haben.

Zum guten Glücke befand sich sein Boot jedoch am Landungsplatze, so daß mir Zeit genug blieb, das blutrünstige Gesicht und die zerbrochene Rippe des Knaben zu verbinden und ihn im Hause einer alten Spanierin in Havana, welche die Krankheiten der leichtgläubigen Matrosen durch Zauberkünste heilte, zu verstecken, ehe er den Aerostatico erreichen konnte.

Am Abend kam der Capitain des englischen Schiffes an Bord, um seinen Jungen zu fordern, da er aber trotzig war und die Sache vom hohen Pferde herab behandeln zu wollen schien, so wurde ich ebenfalls heftig und weigerte mich, das Kind eher herauszugeben, als bis er mir die eidliche Versicherung gegeben hätte, es in Zukunft besser zu behandeln. Der grausame Schlingel bestand jedoch auf unbedingter Auslieferung, und ich sah mich genöthigt, ihn vom Schooner fortzuweisen, um dem Streite ein Ende zu machen.

Der brittische Stolz konnte es nicht ertragen, daß ein Capitain so leicht seines Eigenthums beraubt werde und der brittische Consul wurde daher aufgerufen, bei dem Hafencapitain einzuschreiten. Dieser Beamte forderte mich vor und hörte ruhig eine Geschichte an, welche die Ehre der brittischen Seefahrer nicht vergrößerte. Der Knabe hatte mich bei unsrer

letzten Zusammenkunft angefleht, ihn zu schützen und zu verbergen, so daß ich, als der spanische Beamte — trotz dem Betragen des Capitains — erklärte, daß das Schiff ein Recht an seine Mannschaft habe, die Ausführung des Befehls durch die Erklärung ablehnte, daß ich durchaus nicht wisse, wo sich das Kind befinde. Aus Vorsorge für diesen Fall hatte ich die Frau angewiesen, es an einem Orte zu verstecken, von dem ich nichts wissen konnte. So sagte ich keine Lüge und befreite den Knaben von seinem Tyrannen.

Das Verfahren wurde jetzt fallen gelassen. Als das englische Fahrzeug ein Paar Tage darauf absegelte, ließ ich den Knaben aus seinem Versteck holen und brachte ihn mit Bewilligung des Capitains zum Cajütendienst an Bord.

Ich habe diesen unbedeutenden Vorfall wegen meiner Liebe zu dem Knaben erzählt und weil er der einzige Engländer war, den ich jemals auf einem Sklavenschiffe angetroffen habe.

Ich forderte die Rheder des Aerostatico auf, ihn für seine Treue zu belohnen, wenn er nach Havana zurückkäme und erfuhr im folgenden Jahre zu meiner Freude, daß sie nicht allein meine Bitte erfüllt, sondern ihn auch zu seinen Angehörigen nach Liverpool zurückgeschickt hatten.

Achtes Kapitel.

Als ich nach Bangalang zurückkehrte, war es mein Erstes, von der mir durch den Mongo angewiesenen Wohnung Besitz zu nehmen, und es mir in einem Lande, dessen Haupterforderniß ein schattiges Obdach ist, so bequem als möglich zu machen. Mein Haus, das aus Bambus gebaut war, den man mit Schlamm beworfen hatte, bestand aus zwei Zimmern zu ebener Erde und einem breitem Vorhause. Das Strohdach war nicht eben wasserdicht, und mein ganzes Möblement bestand aus zwei mit Matten bedecken Waffenkisten, einem Tische von Tannenholz, einer Bank von Bambusrohr, einer blechernen Schüssel mit Palmöl als Lampe, und einem deutschen, in Papier gefaßten Spiegel. Diesen Luxus erhöhte ich noch durch die Hinzufügung eines Koffers, einer Hangmatte, einer Matratze und eines Deckenpaares, aber ich muß gestehen, daß trotz dieser Verschönerungen mein Haushalt doch noch ziemlich ärmlich war.

Es ist jedoch Zeit, den Leser mit dem Individuum bekannt zu machen, welches der belebende Geist dieser Gegend und gewissermaßen das Abbild seiner Klasse in Afrika war.

Mr. Ormond war der Sohn eines reichen Sklavenhändlers aus Liverpool und verdankte sein Dasein der Tochter eines eingeborenen Häuptlings am Rio Pongo. Sein Vater scheint auf diesen mulattischen Sprößling ziemlich stolz gewesen zu sein, und schickte ihn nach England, um ihn dort erziehen zu lassen. Aber Mr. John hatte nur erst geringe Fortschritte in den schönen Wissenschaften gemacht, als der englische Agent die Nachricht von dem Tode des Vaters erhielt und sich weigerte, dem Jüngling fernerhin Geld zu liefern. Der arme Junge sah sich bald in einem Lande, wo die Philantropie noch nicht Mode geworden war, gänzlich verlassen, und er schiffte sich, nachdem er eine Zeitlang durch England geschweift war, auf einem Kauffahrer ein. Der Preßgang bemächtigte sich bald des hübschen Mulatten für den Dienst Seiner Großbritannischen Majestät. Er spielte einmal den stutzerhaften Aufwärter in der Cajüte und schlang dann wieder seine Hangmatte unter den Matrosen im Vorderkastell auf. So verflossen fünf Jahre, in deren Laufe der Umherschweifer die Mehrzahl der westindischen und mittelländischen Stationen besuchte.

Endlich nahm die lange Fahrt ein Ende und Ormond wurde entlassen. Er beschloß sofort, sein

aufgespartes Geld an eine Reise nach Afrika zu wenden, um dort die Erbschaft seines Vaters in Anspruch zu nehmen. Der Plan wurde ausgeführt, seine Mutter war noch am Leben und erkannte den stattlichen Jüngling glücklicher Weise sogleich als ihren Erstgeborenen an.

Der Leser muß nicht vergessen, daß sich dies an der Westküste von Afrika zutrug, und daß die Eigenthumsrechte und das Interesse fremder Händler nur durch die an Ort und Stelle gültigen Gewohnheitsrechte gewahrt wurden. Es wurde daher ein großer Familienrath zusammenberufen, und alle Brüder, Schwestern, Onkel und Vettern Mr. Ormond's, — von denen Viele Sklaven ihres Vaters oder deren Nachkommen in Besitz hatten, — aufgefordert, demselben beizuwohnen. Die Versammlung fand zur bestimmten Zeit statt. Die afrikanische Mutter erhob sich kühn für die Rechte und die Identität ihres Erstgebornen, und schließlich wurde das ganze Besitzthum des Liverpooler Händlers an Häusern, Ländereien und Negern, so weit es nachgewiesen werden konnte, nach Küstenrecht dem zurückgekehrten Erben überliefert.

Als sich der junge Mulatte auf diese Art plötzlich in seinem Vaterlande zu Wohlhabenheit, wo nicht zum Reichthum erhoben sah, beschloß er, sein Vermögen durch die Fortführung des Geschäfts seines Vaters zu vermehren. Aber das ganze Land wurde damals durch einen Bürgerkrieg verwüstet, der seinen Ursprung, wie

die meisten solchen, in Familienzwisten hatte, und welcher nothwendig beendet werden mußte, ehe der Handel mit Vortheil eröffnet werden konnte.

Dieser Aufgabe widmete sich Ormond während des ersten Jahres beharrlich. Seine Bemühungen wurden zu gelegener Zeit durch den Tod eines der kriegführenden Häuptlinge unterstützt. Ein sanftmüthiger Gegner — ein Bruder der Mutter Ormond's — wurde vermittelst eines unbedeutenden Geschenks bald beruhigt, so daß der junge Matrose bald den ganzen Familieneinfluß in sich vereinigte, und sich zum Mongo oder Häuptling des Flusses erklärte.

Bangalang war lange Zeit eine den englischen Sklavenhändlern wohlbekannte Factorei gewesen. Als der Krieg sein Ende erreicht hatte, wählte Ormond diesen Posten zum festen Wohnsitze, und schickte nach Sierra Leone und Goree Läufer mit der Nachricht, daß er bald mit reichen Ladungen versehen sein werde. Der durch die Feindseligkeiten so lange unterbrochene Sklavenhandel belebte sich wieder vom Innern her. Man erblickte an der Mündung Schiffe von Goree und Sierra Leone, die seiner Einladung folgten. Seine Magazine füllten sich mit französischen, englischen und amerikanischen Fabrikaten, während die einheimischen Produkte, für welche Spanier und Portugiesen hastig ihre Dublonen und Wechsel herbeibrachten, in Häuten, Wachs, Palmöl, Elfenbein, Gold und Sklaven bestanden.

Man kann sich leicht denken, daß wenige Jahre genügten, um aus Jack Ormond nicht nur einen reichen Kaufmann, sondern auch einen bei den großen Fullah- und Mandingo-Stämmen des Innern beliebten Mongo zu machen. Die kleinen Häuptlinge, deren Gebiet vom Meere begränzt wurde, schmeichelten ihm mit dem Titel eines Königs, und versahen, da sie seine mormonischen Gelüste kannten, seinen Harem, als kostbarstes Zeichen der Freundschaft und Treue, mit ihren schönsten Kindern.

Als ich aufgefordert wurde, das Amt eines Secretairs oder Commis eines solchen Mannes zu versehen, sah ich sofort ein, daß es gut sein würde, wenn ich mich nicht allein schnell mit meiner Pflicht vertraut mache, sondern auch mir einen klaren Begriff über das Besitzthum, welches ich verwalten und verantwortlich beaufsichtigen sollte, verschaffe. Ormond's träge Gewohnheiten überzeugten mich, daß er von Natur kein Geschäftsmann, oder daß er unter dem erniedrigenden Einflusse des Reichthums und der Wollust höchst nachlässig geworden sei. Meine erste Arbeit bestand daher in der Anfertigung eines genauen Inventars seines Eigenthumes, wobei ich sorgsam über seine Magazine wachte, und keinem Menschen erlaubte, dieselben allein zu betreten. Als ich das Papier, welches ein bedeutendes Deficit nachwies, dem Mongo vorlegte, nahm er es gleichgültig auf und ersuchte mich, ihn nicht mit Rechnungen zu plagen. Sein Wesen

zeigte hierbei so viel mürrische Aergerlichkeit, daß ich daraus auf den ihm bekannten Vorfall seiner Geschäfte oder die darin herrschende Zerrüttung schloß.

Als ich von dieser unerfreulichen Zusammenkunft nach dem Magazin zurückkehrte, traf ich eine alte Hexe — eine Art Ober-Cerberus oder Verwalterin des Harems des Mongo — die mir durch Zeichen andeutete, daß sie den Schlüssel zu der „Tuchkiste" wünsche, aus welcher sie sich sogleich zu mehreren Ellen Callico verhalf. Die Alte konnte nicht Englisch sprechen, und da ich den Soosoo-Dialect nicht verstand, so versuchte ich es nicht, mich mit ihr in eine mündliche Auseinandersetzung der Angemessenheit ihres Verfahrens einzulassen, sondern ergriff Papier und Bleistift, und führte sie ruhig an die Thüre, indem ich ihr Zeichen machte, daß sie zu dem Mongo gehen solle, damit er ihr eine Anweisung auf den Stoff schreibe. Der Zorn der alten Hexe flammte augenblicklich empor, und ihr widerliches Gesicht strahlte von dem satanischen Blutdurste, der sich bei Schwarzen, die auf dem amerikanischen Continente leben, einigermaßen verliert. Sie hatte, wie es scheint, unter der Herrschaft meiner Vorgänger die Freiheit genossen, mit den Magazinschlüsseln frei zu schalten und sich nach Gutdünken zu versorgen. Ich weiß natürlicher Weise nicht, was sie bei dieser Veranlassung sagte, aber die Heftigkeit ihrer Geberden, das krampfige Zucken ihrer Glieder, ihre blitzenden Augen und das Kreischen ihrer

geläufigen Zunge bewiesen, daß sie von einer Wuth erfüllt war, welche durch meine unerschütterliche Ruhe noch erhöht wurde. Beim Mittagsessen benachrichtigte ich Mr. Ormond von dem Betragen der Negerin, aber er nahm die Mittheilung mit dem nämlichen gleichgültigen Lachen auf, womit er das Verzeichniß seines nicht zutreffenden Inventars begrüßt hatte.

Als ich mich in der folgenden Nacht eben auf mein hartes Strohlager gestreckt hatte, und über meine schwierige Lage unter Bedauern über mein gezwungenes Verweilen in Afrika nachsann, klopfte mein Diener leise an die Thüre und benachrichtigte mich, daß Jemand Einlaß wünsche, aber bitten lasse, ich möchte vor Allem das Licht auslöschen. Ich befand mich in einem Lande, wo die Vorsicht eine Pflicht war und fühlte daher nach meinen Pistolen, ehe ich den Riegel zurückzog. Es war eine schöne, sternenhelle Nacht, und als ich die Thüre so weit öffnete, um einen Blick hinauswerfen zu können — wobei ich sie jedoch in der Hand behielt — bemerkte ich die Gestalt eines Frauenzimmers, das bis auf das Gesicht, von Kopf bis zu Fuß in Baumwollenzeug gehüllt war, und in welchem ich die schöne Quarterone erkannte, welche ich eben walzend umherwirbelte, als ich von dem Mongo überrascht wurde. Sie streckte die Hände unter ihrem Gewand hervor, legte die eine leise auf meinen Arm, während sie mit der anderen ihre Lippen berührte, blickte besorgt hinter sich und glitt in mein Gemach.

Dieses bedauernswerthe Weib, die Tochter einer Mulattin und eines weißen Vaters, war in der Niederlassung zu Sierra Leone geboren, und sprach das Englische mit einer bei ihrer Race ungewöhnlichen Geläufigkeit. Man sagte, daß ihr Vater ursprünglich ein englischer Missionair gewesen sei, der seinen Beruf jedoch für den einträglicheren Sklavenhandel aufgegeben und damit ein bedeutendes Vermögen erworben habe. Ihr gewissenloser Erzeuger war vermuthlich durch sein früheres frommes Handwerk veranlaßt worden, ihr vor seiner Abreise nach Amerika den biblischen Namen Esther zu geben.

Ich führte meine zitternde Besucherin zu der Waffenkiste, setzte mich neben sie und fragte, was mir das Vergnügen eines so geheimnißvollen Besuches aus dem Harem verschaffe. Mein Argwohn war rege geworden, denn ich wußte, obschon ich ein Neuling in Afrika war, doch genug von der in den Sklavenfactoreien befolgten Disciplin, um meine Phantasie durch den Gedanken verführen zu lassen, daß ich ihr Kommen einer leichtsinnigen Empfindsamkeit zu verdanken habe.

Diese Quarteronen, die sich in der Hautfarbe kaum von unsrer Race unterscheiden, haben ein höchst anmuthiges, einnehmendes Wesen, und Esther bat mit leiser Stimme schüchtern um Verzeihung für ihre Zudringlichkeit, worauf sie mir mittheilte, daß ich mir Unga-golah — die Hauptaufseherin des Serails —

zu einer so bittren Feindin gemacht habe, daß sie trotz der Gefahr zu meiner Wohnung geschlichen sei, um mich zu warnen. Unga hatte Rache geschworen. Ich hatte sie beleidigt und ihre Wünsche vereitelt; ich konnte ihr fortwährend hinderlich sein, wenn ich der „Buchmann" des Mongo blieb, — ich müsse daher bald „in ein anderes Land gehen," und wenn ich dies nicht thue, so würde ich die Nahrungsmittel in Bangalang in kurzer Zeit sehr ungesund finden! „Genießen Sie niemals Etwas, das Ihnen ein Mandingo anbietet," sagte Esther. „Nehmen Sie Ihre Mahlzeiten ausschließlich am Tische des Mongo ein. Ungagolah kennt alle Mandingo ju-jus, und wird sich kein Gewissen daraus machen, sie zu gebrauchen, um sich wieder die Verfügung über die Magazinschlüssel zu sichern. Gute Nacht!"

Hierauf erhob sie sich, um sich zu entfernen, und bat mich, von ihrem Besuche zu schweigen, und zu glauben, daß eine arme Sklavin wahre Freundschaft für einen Weißen fühlen und selbst ihr Leben auf das Spiel setzen könne, um ihn zu retten.

Wenn mein Herz von einer zügellosen Leidenschaft erfüllt gewesen wäre, so würde sie durch die sanfte Stimme und die zarte Menschenfreundlichkeit dieses Mädchens sofort zum Schweigen gebracht worden sein. Es war seit vielen Monaten das erste Mal, wo ich die weiche Berührung einer Frauenhand fühlte, oder empfand, wie menschliches Mitgefühl gleich einem Thau

auf mein Herz fiel. Wer wird mich tadeln, daß ich auf meiner Schwelle zauderte, als ich sie hinausführte, daß ich ihre kleine Hand in der meinen behielt und meine Augen an dem zierlichen Ebenmaaße ihrer schlanken, gerundeten Glieder weidete, daß mein Blick auf den wie eine Magnolia errötheten Wangen ruhte, und meine Finger mit den bis zum Boden reichenden Flechten ihres rabenschwarzen Haares spielten, während ich in den dunklen Glanz ihrer großen, schmachtenden Augensterne schaute, daß sich eine Thräne über mein sich bereits verhärtendes Gesicht stahl, und daß ich auf jenen Korallenlippen den Eindruck eines mehr dankbaren, als leidenschaftlichen Kusses zurückließ!

Heutzutage, wo das Mormonenthum der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts einen „himmlischen Ehestand" einoculirt, halte ich es für ganz geeignet, die Erinnerung an jene afrikanischen Anstalten aufzufrischen, welche einen so beträchtlichen Theil des Haushaltes eines Sklavenhändlers bildeten. Es ist nicht zu erwarten, daß der üppige Harem der Türkei oder Egyptens nach der Küste von Guinea verpflanzt worden sei, oder daß man dessen hohe Mauern mit starken, von schwarzen Eunuchentruppen bewachten Thoren verwahrt habe. Das „Weiberhaus" meines Prinzipals war weiter nichts, als eine bloße Einzäunung, die durch einen im Viereck gebauten Haufen von Erdhütten gebildet wurde, und deren Hofeingang nur bei Nacht eine Wache hatte. Unga-golah, die älteste und

wenigst hübsche Dame des Etablissements, verwaltete die Polizei desselben, theilte jeder Frau Geschenke oder Dienerinnen zu, und vertheilte die Gunstbezeugungen ihres Herrn, je nach den Bestechungen, womit sie gewonnen wurde.

In früheren Jahren und während seines blühenden Glückes, hatte Ormond — ein kräftiger, stämmiger, breitschultriger, untersetzter Mann — seinen Harem mit dem strengen Anstande des Orients beherrscht. Aber als Alter und Mißgeschick über den sinnlichen Wollüstling hereinbrachen, nahm seine geistige und körperliche Kraft ab, nicht allein in Folge des übermäßigen Trinkens, sondern auch durch die Wirkung der stimulirenden Mittel, deren Benutzung zur Herbeiführung einer Aufregung ihm zur Gewohnheit geworden war. Als ich mit ihm bekannt wurde, trugen seine Züge und seine Gestalt die Merkmale eines erschöpften Wüstlings. Sein Harem war jetzt nur noch mehr ein Gebrauch des Landes, als ein häuslicher Aufenthaltsort. Ich erfuhr von Esther, daß kaum Eine nicht ein „Verhältniß" mit einem Liebhaber in Bangalang habe, und daß Unga-golah durch Geschenke blind gemacht werde, während das Trinken der Stumpfheit des Mongo Dauer gebe.

Man kann sich leicht denken, daß es in einem solchen Harem und bei einem solchen Gebieter nur wenige eheliche Eifersucht gab, aber da es, selbst in unserer sehr christlichen Gesellschaft sehr schwer sein

dürfte, zwei Frauenzimmer ohne eine heimliche Feindseligkeit gegen Nebenbuhlerinnen zu finden, so darf man nicht erwarten, daß die Wohnung des Mongo von Weiberzänkereien frei gewesen wäre. Die Uneinigkeit erhob hauptsächlich das Haupt, wenn Ormond Geschenke an Callico, Glasperlen, Tabak, Pfeifen und Spiegeln austheilte. Wenn er den geringsten Vorzyg oder eine Ungleichheit blicken ließ, so war es mit der Ordnung aus. Unga-golah fiel unter Null! Die durch die Mißachtung ihrer Autorität verletzte Favoritin wurde wüthend und die Hölle war auf einige Zeit in Bangalang entfesselt.

Eine dieser leidenschaftlichen Scenen fällt mir eben ein, während ich dieses schreibe. Ich befand mich gerade mit dem Mongo im Magazin, als eine weder wegen ihrer zarten Hautfarbe noch wegen ihres lieblichen Geruches ausgezeichnete Dame eintrat, auf ihren Gebieter zuwatschelte und ihm einen deutschen Spiegel vor die Füße warf. Sie wollte einen größeren haben, denn das ihr geschenkte Glas war einen halben Zoll kleiner als die ihren Gefährtinnen verehrten.

Wenn Ormond nüchtern war, so duldete für gewöhnlich sein Stolz keine Belästigung seiner Zeit durch die Weiber, er wendete sich daher kurz von der Erzürnten ab und befahl ihr das Magazin zu verlassen.

Madam war jedoch durch eine solche Würdeentfaltung nicht zur Ruhe zu bringen. „Ha!“ schrie

die Ergrimmte, indem sie das Halstuch herunterriß. „Ha!“ heulte sie und riß erst den einen Aermel über die Schulter und dann den anderen. „Ha!“ kreischte der Satan und schleuderte einen Schuh in die eine Ecke und den zweiten in eine andere. „Ha, Mongo!“ brüllte die Schöne, während sie sich alle Kleidungsstücke vom Leibe streifte, so daß sie völlig nackt vor uns stand, und schlug sich auf ihre Wolle, ihre Wangen, Stirn, Brüste und Arme, den Bauch und die Beine und forderte Ormond auf, zu sagen, ob es ihr an Reizen fehle, daß sie um einen halben Zoll an einem Spiegel zu kurz kommen solle?

Da der Mongo schwieg, so kam sie auf mich los, um meine Meinung zu hören, aber ich verbarg mich heiß erröthend hinter die Tuchkiste und überließ es dem lachenden Ormond die Laune der Modellkünstlerin zu befriedigen.

In späteren Jahren habe ich eine wüthende Aethiopierin ihren Säugling deshalb in das Feuer schleudern sehen, weil dessen weißer Vater das Kind einer anderen Gemahlin vorzog. Ich war in der That froh, daß mich meine Stellung in Bangalang nicht nöthigte zur Aufrechterhaltung meiner Würde die Freuden des afrikanischen Ehestandes zu genießen.

Aber diese Ausbrüche zorniger Eifersucht wurden nicht allein durch die ungleiche Austheilung der Geschenke des Gebieters von Bangalang hervorgerufen. Ich habe bereits bemerkt, daß die Weiber Ormond's

seine Sorglosigkeit und sein Alter benutzten, um außerhalb des Harems besser zusagende Freundschaften zu schließen. Zuweilen fiel die Neigung zweier dieser schwarzen Schönheiten auf den nämlichen Gegenstand und dann ging der Kampf nicht um einen werthlosen Spiegel, sondern um den geliebten Mann. Wenn sich ein solcher Streit zutrug, so wurde ein Zusammentreffen der beiden Nebenbuhlerinnen außerhalb der Hörweite des Mongo veranstaltet und die Frage zwischen den weiblichen Kämpfern, nachdem sie die Kleider bis zum Gürtel abgelegt hatten, ohne großen Schaden entschieden. Aber manchmal blieb die Sache nicht den Damen überlassen. Die schwarzen Liebhaber nahmen den Streit selbst auf und die verliebten Othellos ließen eine Herausforderung ergehen.

Die Duellanten erschienen zur bestimmten Zeit auf dem Kampfplatze in Begleitung von Freunden, die Zeugen ihres Sieges sein oder ihre Niederlage beweinen sollten. Jeder der kräftigen Wilden betrat den Ort mit einer Peitsche aus Kuhhaut bewaffnet, mit deren eckigen dreifach geflochtenen Riemen sie die schmerzlichsten Schläge versetzen konnten. Sie entkleideten sich und warfen drei Kauris in die Höhe, um zu entscheiden, wer die erste Tracht Hiebe bekommen solle. Der unglückliche Verlierer nahm sofort seinen Platz ein und ertrug mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers die bestimmte Anzahl Streiche. Dann kam die Reihe an den Peitschenden, der seinen Rücken der

Geißel des wüthenden Dulders mit eben so großer Festigkeit darbot. Auf diese Art wechselten sie ab, bis sich Einer für besiegt erklärte oder bis die Umstehenden demjenigen, der die Hiebe am längsten, ohne zu zucken, ertrug, den Sieg zusprachen. Diese „ritterlichen Ehrenmänner“ trugen von da an ihren zerfleischten Rücken als Zeichen des Muthes zur Schau und ihre Dulcineen verwendeten ohne Zweifel die köstlichsten Salben und die innigste Liebe, die man in Afrika kennt, auf deren Heilung.

Neuntes Kapitel.

Mein Fleiß und meine beharrliche Hingabe an die Interessen des Mongo machten mich bald mit den weiten Umrissen des „Landhandels" vertraut, aber da ich die Küstendialekte noch nicht sprechen konnte, so ordnete mir Mr. Ormond — der selten das Magazin betrat oder von Geschäften redete — einen geschickten Dollmetscher bei, der beim Verkauf der ausländischen Waaren gegen Reis, Elfenbein, Palmöl und Hausbedürfnisse neben mir stand und mich unterstützte. Den Ankauf der Sklaven und des Goldes leitete der Mongo ausschließlich selbst, da er mich mit dem Charakter und den Ränken der Eingeborenen nicht für hinlänglich vertraut hielt, um mir eine so wichtige Aufgabe zu übertragen.

Lang und trübselig waren die Tage und Nächte der anscheinend endlosen „nassen Jahreszeit." In der Stadt, auf dem Lande, in einem Dorfe, zur See ist

der Regen, selbst für den, dessen geistige Thätigkeit durch Bücher oder die Verrichtungen des täglichen Lebens in Anspruch genommen oder unterhalten wird, langweilig genug, aber Niemand kann sich die unerträgliche Schlaffheit und Niedergeschlagenheit eines in Afrika Lebenden vorstellen, der auf seiner mit Matten bedeckten Waffenkiste liegt und der endlosen Sündfluth des tage-, wochen- und monatelang auf sein löcheriges Strohdach herabströmenden Wassers zuhorcht.

Endlich ging jedoch die Regenzeit vorüber und die „trockne Jahreszeit“ trat ein. Dies war der Zeitpunkt für die Ankunft der Caravanen aus dem Innern, so daß es uns nicht überraschte, als unsre Läufer mit der Nachricht erschienen, daß Ahmah-de-Bellah, der Sohn eines mächtigen Fullah-Häuptlings im Begriff stehe, den Rio-Pongo mit einer beträchtlichen Begleitung und mit Waaren zu besuchen. Die einzigen Mittel zum Verkehr mit dem Inneren von Afrika bestehen für kurze Strecken in den Flüssen oder für längere in Wegen oder Pfaden, die durch die dichten Wälder und Hügel nach unzählbaren „Städten“ führen, womit dieses fruchtbare Land besäet ist. Weder Stephenson noch Mac Adam haben Afrika besucht und es giebt hier ebenso wenig Chausseen als Eisenbahnen. Wenn nun die Händler der Westküste die Nachricht erhalten, daß sich Caravanen nach den Ufern des atlantischen Meeres unterwegs befinden, so halten sie es stets für rathsam, sich gehö-

rig auf die Anführer vorzubereiten und besonders, si vor der Ankunft an der Küste zu begrüßen. Man sendet deshalb „Beller" auf die Waldpfade, um die Besucher mit Geschenken an Tabak und Pulver zu bewillkommen. Diese Beller sind farbige Männer mit geläufigen Zungen und schmiegsamen Gewissen, die stets zum Gefolge der Faktoreien an der Küste gehören, bei dem ersten Anzeichen von der Annäherung einer Caravane in die Wildniß eilen und den Reichthum und die Waaren ihres Principals mit eben so viel Eifer und Wahrheitsliebe herausstreichen, wie die „Ankeiler" christlicherer Länder.

Ein Paar Tage, nachdem unsre Bande von reisenden Agenten ausgeschickt worden war, hörten wir auf den in unsrem Rücken liegenden Bergen den Knall von Schießgewehren, welcher uns verkündete, daß die Beller des Mongo's mit der Caravane im Schlepptaue glücklich so weit gelangt waren. Unsre Kanonen gaben eilig auf das erfreuliche Signal Antwort, und nach halbstündigem Feuern trat Amah-de-Bellah mit seiner Begleitung unter Anführung unsrer Sänger, die den Ruhm des jungen Häuptlings mit lauter Stimme erschallen ließen, aus dem Dampfe hervor. Hinter dem Gebieter kamen die angesehensten Handelsleute mit ihren mit Waaren beladenen Sklaven und vierzig gefangenen Negern, die mit Bambusruthen gebunden waren. Diesen folgten sechzig Ochsen, eine große Heerde Schafe und Ziegen, und die weib-

lichen Mitglieder der Gesellschaft, worauf der Zug von einem gravitätisch einherschreitenden schönen zahmen Strauße geschlossen wurde.

Dies war das erste Mal, wo ich eine so seltsame Vereinigung von Menschen und Thieren erblickte. Ja, wäre die Truppe von einer Schaar Orang-Utangs begleitet gewesen, so gestehe ich, daß es mir vielleicht manchmal schwer geworden sein würde, über die Stufe des animalischen Lebens zu entscheiden, auf welche der eben vor mir stehende Gegenstand gehörte.

Wenn Mr. Ormond nur wollte, war er einer der befähigtsten Händler in Afrika und er empfing die muhamedanischen Fremden mit angemessener Feierlichkeit. Er erwartete Ahmah-de-Bellah und seine Deputation von Großhändlern unter dem Vordache seines Empfangshauses, eines ziemlich stattlichen, einhundertundfunfzig Fuß langen und zum Schutze für unsre Waaren feuerfest hergestellten Gebäudes. Sobald ein fremder Fullah dem Mongo vorgestellt war, schüttelte er ihm mehrere Male die Hand und schnippte mit den Fingern und da jeder Kleinkrämer des Zuges den weißen Mann begrüßen wollte, um Glück zu haben, so nahm das Geschäft der Vorstellung wenigstens eine Stunde weg.

Nachdem diese Complimente ein Ende erreicht hatten, wurden die Waaren der Caravane dem Gebrauche der Küste gemäß in unsren Mauern niedergelegt und zwar nicht allein der Sicherheit wegen, son-

dern auch damit wir darnach den Werth des Willkommens bemessen könnten, den die Eigenthümer zu erhalten berechtigt waren. Diese Vorsicht ist, so unhöflich sie erscheinen mag, doch höchst nothwendig, da viele der Händler aus dem Innern bei der Ankunft den Werth ihres Goldes und Elfenbeins viel höher angeben, als er wirklich ist, um ein reicheres „Geschenk" zu erhalten. Selbst die Wilden fallen aus Instinct auf Handelskniffe!

Als die Güter untergebracht waren, empfingen die Besucher ein Paar fette Ochsen und einen reichlichen Vorrath von Reis und die Vornehmeren der Caravane wurden bei den Bewohnern unsrer Stadt einquartirt. Der Plebs baute sich im Freien Hütten, während Ahmah-de-Bellah, ein strenger Muhamedaner, mit zwei seiner Weiber ein Paar hübsche Häuser erhielt, die eilig mit neuen, zierlichen Matten versehen worden waren. *)

---

*) Da es vielleicht für Viele interessant ist, die Art und Weise des Handels auf dieser Küste kennen zu lernen, von dem man gemeiniglich irriger Weise glaubt, daß er sich nur auf Sklaven erstrecke, so habe ich es für angemessen gehalten, das Verzeichniß zu geben, welches ich von den Waaren der Caravane aufnahm, so wie deren Betrag, je nachdem sie mir zur Verwahrung übergeben wurden. Die Caravane selbst bestand aus siebenhundert Personen, hauptsächlich Männern, und ihre Güter lieferten das nachstehende Ergebniß:

So lange die Waaren dieser großen Caravanen noch nicht bezahlt sind, bleiben deren Eigenthümer dem Landesgebrauche gemäß eine kostspielige Last der Faktoreien. Es lag uns natürlicher Weise daran, dieser Ausgabe so bald als möglich ledig zu sein und wir zeigten daher am folgenden Morgen an, daß der Handel sofort beginnen werde. Ahmah-de-Bellah und

---

3500 Häute	1750	Dollars.
19 große Elephantenzähne, Prima-Qualität,	1560	"
Gold	2500	"
600 Pfund kleinere Zähne	320	"
15 Tonnen (à 200 Pfund) Reis	600	"
40 Sklaven	1600	"
36 Ochsen	360	"
Schafe, Ziegen, Butter, Vegetabilien . .	100	"
900 Pfund Wachs	95	"
Der ganze Werth der Waaren der Caravane betrug also	8885	Dollars.

Unser Gewinn an dieser Spekulation war sowohl in Hinsicht des Ankaufs, so wie auch des Verkaufs sehr bedeutend. Der Reis kostete uns einen Cent pro Pfund, Häute erhielten wir für achtzehn bis zwanzig Cents, ein Ochse wurde für zwanzig bis dreißig Pfund Tabak verkauft, Schafe, Ziegen oder Schweine kosteten zwei Pfund Tabak oder einen Faden (drei Ellen) ordinäres Baumwollenzeug pro Stück, das Pfund des besten Elfenbeins kauften wir für einen Dollar, während die geringeren Qualitäten für die Hälfte dieses Preises gegeben wurden. Kurz, unser Verdienst an der Waare belief sich auf wenigstens einhundertundfunfzig Procent. Da für Gold die besten Fabrikate in

die Häupter der Karavane traten hierauf gleich in Unterhandlungen mit Mr. Ormond, so daß gegen Einbruch der Nacht der Handel nicht allein über ihre Geschenke, sondern auch über den Preis der Waaren und den als „Landessteuer“ zurückzubehaltenden Abzug geschlossen war. Eine solche vorläufige Feststellung mit den Häuptern der Karavane ist stets nö-

---

Tausch gegeben werden müssen, und wir es mit sechzehn Dollars die Unze bezahlten, so verdienten wir daran nur siebenzig Procent. Die Sklaven wurden uns für einhundert Barren pro Kopf geliefert. Die Barre wird an der Küste zu einem halben Dollar geschätzt, aber ein und ein halbes Pfund Tabak, so wie ein Faden ordinäres Baumwollenzeug oder ein Pfund Pulver gilt auch eine Barre, während eine gewöhnliche Flinte zwölf Barren ausmacht. Wo daher Sklaven für einhundertundfunfzig Pfund Tabak gekauft wurden, zahlte man in der Wirklichkeit nur achtzehn Dollars, und wenn wir einhundert Pfund Pulver gaben, so erhielten wir sie für zwanzig Dollars pro Kopf. Unsre englischen Musketen kosteten uns nur drei Dollar das Stück, aber wir kauften selten Neger für diesen Artikel allein. Wenn die zu Markte gebrachten Weiber das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt hatten, so zogen wir zwanzig Procent ab, wenn sie jedoch kräftig gebaut waren, und für die Zukunft Etwas versprachen, so nahmen wir sie zum nämlichen Preise wie tüchtige Männer. Dieselbe Schätzung trat in Bezug auf Kinder ein, die über vier Fuß vier Zoll maßen, aber man kaufte dieselben selten in den Faktoreien, obgleich sie in den Städten des Landes mit Vortheil zu erhandeln waren.

thig, denn ohne ihre Beihülfe würde es ganz unmöglich sein, mit dem Lumpengesindel, welches sich reichen Häuptlingen anschließt, einen Handel zu machen.

An jedem Morgen zog bei Tagesanbruch ein Ausrufer durch die Stadt, welcher die Art des in den Geschäftsstunden zu betreibenden Handels verkündete. An dem einen Tage waren die Häute an der Reihe, am zweiten Reis, am dritten Vieh. Nachdem diese Artikel ein Ende genommen hatten, wurde ein Tag besonders für den Austausch von Gold, Elfenbein und Sklaven festgesetzt, und zur bestimmten Stunde schloß sich Mr. Ormond mit mir und Ahmah-de-Bellah in das Magazin ein, wo wir den Handel durch ein Fenster führten, während unsre Beller die Waaren an die Afrikaner vertheilten, und dabei oft von ihren Peitschen Gebrauch machten, um die schnatternden, zänkischen Schlingel in Ordnung zu halten. Ahmah-de-Bellah gab sich den Anschein, als ob er das Messen der Stoffe, des Pulvers und des Tabaks beaufsichtige, um den Vortheil seiner Landsleute wahrzunehmen, aber er war, wie ein echter Steuereintreiber, nur damit beschäftigt, sich seinen gesetzmäßigen Antheil an dem Verkaufe zur Vergeltung für den Schutz gegen Beraubung, welchen er den kleinen Händlern auf ihrer Reise nach der Küste gewährt hatte, zu sichern.

Endlich war der Markt von Verkäufern und Waaren leer — mit alleiniger Ausnahme des Strau-

ßes, der, als Alles vorüber war, als königliches Geschenk von dem Ali-mami von Footha Yallon, dem frommen Vater Ahmah-de-Bellahs in die Hände des Mongo's überging. Der Vogel wurde allerdings als freiwillige Gabe dargeboten, aber wir erhielten einen Wink, daß der würdige Ali einiger zuverlässigen Musketen bedürfe, über welche sein Sohn während der Heimreise die Obhut übernehmen wolle. Da wir zwanzig dieser kriegerischen Instrumente durch Ahmah-de-Bellah sandten, so wurde der Strauß zu einem ziemlich theuern und charakteristischen Geschenk. Jeder Händler erwartete noch ein Bungee oder Geschenk irgend einer Art, als Zeichen unsrer Freundschaft und je nach dem Verhältniß seiner gelieferten Waaren, so daß wir uns beeilten, allen herkömmlichen Gesetzen des Landes zu genügen, um Bangalang von der lästigen Menge zu befreien. Sobald sie bezahlt waren, eilten sie schnell davon, und nach kurzer Zeit waren Ahmah-de-Bellah mit seinen Weibern und sein persönliches Gefolge Alles, was von den siebenhundert Fullahs noch übrig blieb.

Ahmah-de-Bellah war ein schöner Repräsentant dessen, was man „das junge Afrika" nennen kann, obgleich er kaum unter die Fortschritts- oder Revolutionsmänner unsrer Zeit gerechnet werden dürfte. Seine Gestalt war groß, zierlich und majestätisch. Als Sohn eines großen Häuptlings war er von alle den niedrigen Verrichtungen befreit geblieben, welche

in jenem Clima bald alle geistigen Züge verwischen. Sein Gesicht war für einen Afrikaner schön gebildet. Ueber einer geraden Nase erhob sich eine hohe breite Stirn und seine Lippen hatten nichts von der gemeinen Ueppigkeit, welche seinen Landsleuten einen so sinnlichen Ausdruck verleiht. Ahmahs Benehmen gegen Fremde oder Vornehmere war äußerst fein und höflich, aber gegen die gemeine Menge der Küste und gegen Untergebene pflegte er sich des rauhen, gebieterischen Tones zu bedienen, der unter den Wilden eines heißen Himmelsstriches gewöhnlich ist.

Ahmah-de-Bellah war der zweite Sohn des Alimami oder Königs von Footha Yallon, der ihm die wichtige Erlaubniß gegeben hatte, zum ersten Male eine Karavane nach der Küste zu führen, um damit die Erreichung des verständigen Alters „von vierundzwanzig Regenzeiten" zu feiern. Dieses Recht wurde ihm jedoch nicht ohne die Rücksicht auf die Gewißheit, aus dem Muthe seines Sohnes Nutzen zu ziehen, gewährt, denn man hatte noch nie den Ali-mami einem Sohne oder Verwandten die Erlaubniß geben sehen, sich aus seinem Gebiete zu entfernen, ohne daß ihm derselbe die Hälfte des Ertrages des gewinnreichen Unternehmens versprochen gehabt hätte.

Die Bildung einer Karavane, nachdem der König endlich seine Erlaubniß ertheilt hat, ist eine Sache, welche Zeit und Geschicklichkeit erfordert. Mit Anfang der trocknen Jahreszeit zieht der privilegirte

Führer mit Gewalt über Leben und Tod seines Gefolges aus und lagert sich auf einem der besuchtesten Pfade nach der See, von wo aus er kleine Banden kühner Untergebener nach anderen Pfaden der ganzen Nachbarschaft abschickt, um jeden Weg nach der Küste abzusperren. Die Absperrung der Straße wird von diesen schwarzen Wegelagerern einen Monat oder noch länger streng durchgeführt, bis eine hinlängliche Anzahl von Händlern aufgefangen ist, um eine werthvolle Karavane zu bilden und deren Führer Wichtigkeit zu verleihen. Während dieses den Hauptzweck des Unternehmens bildet, wird die Gelegenheit dazu benutzt, einen Localtribut einzutreiben, welchen die kleineren Stämme dem Ali schulden und der auf andere Art nicht zu erhalten wäre. Der despotisch-bevollmächtigte Beamte bedient sich außerdem noch der Blockade, um Missethäter und flüchtige Schuldner einzufangen. Wenn sich bei Letzteren Besitzthümer vorfinden, so können sie zur Befriedigigung seiner Schuldner mit Beschlag belegt werden, wenn ihr Werth jedoch dem Schuldbetrage nicht gleichkommt, so wird der Flüchtling, falls er ein Heide ist, als Sklave verkauft, kommt aber, wenn er zum „wahren Glauben" gehört mit einer Bastonade davon.

Es läßt sich leicht denken, daß sich die kleinen Händler aus dem Inneren alle mögliche Mühe geben, um diesen wilden Preßgängen aus dem Wege zu gehen. Die armen Schelme werden nicht allein durch

räuberische Herrscher zu einer lästigen Unterthänigkeit gezwungen, sondern auch durch die Blockade von dem Orte, den sie ursprünglich zu erreichen wünschten, fern gehalten — nach Städten oder Faktoreien getrieben, die sie gar nicht besuchen wollten — und der lange Aufenthalt erschöpft ihre Vorräthe und schmälert ihren Nutzen. Es ist erstaunlich, wie gut selbst die Wilden das Souveränitäts- und Durchgangsrecht verstehen und in Ausübung bringen!

So lange sich Ahmah-de-Bellah in Bangalang aufhielt, pflegte ich ihn alle Abende zu besuchen, um sein unterhaltendes Geplauder, welches ich mir durch einen Dolmetscher übersetzen ließ, mit anzuhören. Zuweilen erzählte ich ihm dagegen die Abenteuer meines Seefahrerlebens, an denen dieser Sohn der Wildniß, dessen Auge jetzt zum ersten Male auf den Ocean fiel, besonderes Vergnügen zu finden schien. Unter Anderem bemühte ich mich, ihm die Kugelgestalt der Erde begreiflich zu machen, er lächelte jedoch bis an's Ende über meine kühne Behauptung und schloß die Discussion damit, daß er mich aufforderte, ihm den Beweis aus dem Koran zu liefern. Er gestand mir die einem gereis'ten und Büchermanne gebührende Ehre zu, aber ein Geist, der jedes Tüttelchen des Buches Muhamed's gelesen, durchdacht und auswendig gelernt hatte, war durch solche müssige Einbildungen nicht zu täuschen. Er unternahm es voll Güte, meine Unwissenheit über sein Bekenntniß durch eine sorgfältige

Darlegung der Geheimnisse desselben, die mehrere langathmige Predigten erforderten, zu bekämpfen, und ich horchte so geduldig zu, daß ich glaube, Ahmah-de-Bellah, war von meiner Bekehrung völlig überzeugt.

Meine scheinbare Willigkeit wurde durch das Vertrauen des Fullahs reichlich vergolten. Er gab mir meine abendlichen Besuche mit Interessen zurück und suchte mich in der Zwischenzeit im Magazin auf, wobei er sich der Rettung meiner Seele so eifrig hingab, daß er stundenlang durch einen Dolmetscher Muhamedanismus zu peroriren pflegte. Um ihn los zu werden, versprach ich ihm eines Tages, daß ich seinem Propheten mit Vergnügen folgen würde, wenn er mich nur haben wolle, bestand aber darauf, mich ohne die eigenthümliche Aufnahmeceremonie „der Gemeine der Gläubigen" anzuschließen.

Ahmah-de-Bellah nahm den Scherz gut und von Herzen lachend auf und von diesem Tage an waren wir geschworene Freunde. Der Fullah schrieb sogleich ein beliebtes Gebet in arabischer Sprache nieder und forderte mich als mein geistiger Führer auf, es mir zum beständigen und schnellen Gebrauche in's Gedächtniß zu prägen. Nach ein paar Tagen prüfte er mich darin, aber da er fand, daß ich schon nach dem ersten Satze Fehler beging, so machte er mir, zur großen Erbauung unseres Dolmetschers, der weder Jude, noch Christ, noch Muselmann war, eindringliche Vor-

würfe über meine Nachlässigkeit und ermahnte mich zur Buße.

Aber der Besuch des jungen Häuptlings, der mit dem Handel begonnen hatte und in Frömmigkeit schloß, näherte sich seinem Ende. Amah-de-Bellah fing an, sich auf seine lange Heimreise vorzubereiten. Als der Tag der Abreise herankam, sah ich, daß der Fullah meinen Scherz ernstlich genommen hatte und fest auf meine Apostasie rechnete. Im letzten Augenblicke versuchte es Ahmah, mich auf eine schwere Probe zu stellen, indem er plötzlich das heilige Buch hervorzog und mich aufforderte, unsre Freundschaft durch den Schwur, daß ich den Islam nie verlassen wolle, zu besiegeln. Es gelang mir jedoch der Betheuerung geschickt dadurch zu entgehen, daß ich ein heftiges Verlangen zu erkennen gab, mich besser mit dem Koran vertraut zu machen, ehe ich ein so feierliches Versprechen abgäbe.

Von den vierzig Sklaven, welche die Karavane mitbrachte, wies der Mongo acht zurück. Nach einigen Verhandlungen willigte Ahmah-de-Bellah ein, sieben davon zurückzuziehen, bestand aber darauf, daß der noch übrige alte Bursche eingeschifft werden solle, da er ihn weder todtschlagen, noch nach Footha Yallon zurückschicken könne.

Ich war neugierig, das Verbrechen kennen zu lernen, das so abscheulich war, daß es seine ewige Verbannung erforderte, obgleich sein Leben geschont

wurde. Der Häuptling theilte mir mit, daß der Unselige seinen Sohn erschlagen habe, und da der Koran keine Strafe für ein solches Vergehen festsetze, so hätten ihn die Richter seines Vaterlandes verurtheilt, als Sklave an die Christen verkauft zu werden — eine Strafe, die in ihren Augen für schlimmer als der Tod galt.

Die Handelsartikel dieser Karavane boten ein zweites merkwürdiges Beispiel afrikanischer Strafgesetzgebung dar. Ich bemerkte ein paar Weiber, die an Stricken, welche ihnen um den Hals geschlungen waren, herbeigeschleppt wurden, während andere ihres Geschlechts ungefesselt gehen durften. Der Häuptling sagte mir, diese Weiber würden im Gebiete seines Vaters wegen Zauberei verbrannt worden sein, wenn nicht sein würdiger Vater so großen Mangel an Pulver gelitten hätte, daß er geglaubt hat, ihr Leben würde seinem Schatze mehr nützen. als ihr Tod dem verletzten Gesetze.

Die Begleiter Ahmah-de-Bellah's klagten im Allgemeinen, daß die Karavane in Folge dieses Pulvermangels so schlecht mit Sklaven versehen sei. Der junge Häuptling versprach in dieser Hinsicht Besseres für die Zukunft. Die Barracoon's des Mongo sollten nächstes Jahr von seiner Beute strotzen. Der Alimami, sein Vater, beabsichtigte beim Herannahen der Regenzeit einen großen Krieg gegen mehrere kleine

Stämme zu führen, und die Gefangenen würden die Hürden wieder anfüllen, die zwei Jahre zuvor durch eine Seuche geleert worden waren.

Ich erfuhr von meinem verständigen Fullah, daß die muhamedanischen Gerichtshöfe seines Vaterlandes die Leute ihres Glaubens gesetzmäßig aus der Sklaverei befreiten, dagegen aber keine Gelegenheit unbenutzt ließen, um dieselben gegen die afrikanischen „Ungläubigen", welche in ihre richterlichen Hände fielen, als Strafe zu erkennen. Bei diesen Unglücklichen gilt das geringste Vergehen für todteswürdig, und ein solches verdient die vortheilhafte Bestrafung mit Sklaverei. Er sagte mir ferner, daß es einem Lande voll „wahrer Gläubiger" nicht schwer falle, sich eine Menge von Sklaven zu verschaffen. Sie verabscheuten die Sklaverei allerdings unter sich und ihrer eignen Kaste, sie sei jedoch unter den Ungläubigen rechtmäßig und ehrenwerth. Der Koran befehle „die Unterwerfung der Völker unter den wahren Glauben", so daß sie, um die Befehle des Propheten durchzuführen, die Habgier der Weißen benutzten, welche ihre Anhänger berechtige, die Neger zu Sklaven zu machen! Meine Wißbegierde veranlaßte mich zu der Frage, ob diese, im Koran erwähnten heiligen Kriege nicht — wenigstens in unseren Tagen — durch den daraus entspringenden Gewinn etwas befördert würden, und ich wagte sogar die Andeutung, daß es zweifelhaft sei, ob der mächtige Häuptling von Footha Yallon so bereitwillig

eine Kaffernfestung stürmen werde, wenn ihn nicht die Beute an Sklaven dazu antreibe.

Ahmah-de-Bellah schwieg eine Minute, dann verbreitete sich über sein ernstes Gesicht ein schelmisches Lächeln und er antwortete, die Muhamedaner seien allerdings nicht schlechter als die Christen, so daß es wahrscheinlich wäre, die Gebote Allah's würden mit geringerem Eifer und ohne ganz so gefährliche Waffen ausgeführt werden, wenn nicht die weißen Erwählten des Himmels, welche die Anfertigung des Pulvers und der Flinten verstehen, den Schwarzen mit ihren Waffen in Versuchung führten.

Ich konnte nicht umhin, zu dem Glauben zu kommen, daß in den Worten dieses Negerprinzen ein gutes Theil stillen Spottes läge. Wir tauschten, dem Handelsgebrauche gemäß, bei der Trennung die Namen und während er mir einen vielbenützten Koran als Geschenk in die Tasche steckte, hängte ich ihm eine Doppelflinte über die Achsel. Als er Bangalang verließ, gingen wir mehrere Meilen weit im Walde neben einander her, und als wir beim Abschiede, „die Finger knacken ließen", versprach ich mit der Hand auf dem Herzen, daß ich in der folgenden trocknen Jahreszeit seinen Vater, den ehrwürdigen Ali-mami in seinem Reiche Footha Dallon besuchen würde.

Zehntes Kapitel.

Ich beobachtete Mongo John stets genau, wenn er Sklaven kaufte. Sobald ein Neger vor Ormond gebracht wurde, untersuchte er ihn, ohne Rücksicht auf das Geschlecht, vom Kopfe bis zu Fuße. Er befühlte sorgfältig die Muskeln, Gelenke, Achselgruben und die Lenden, um sich über die Gesundheit des Subjekts zu versichern. Auch der Mund wurde untersucht, und jeder fehlende Zahn als ein Mangel der einen Abzug mit sich brachte, notirt. Die Augen, die Stimme, die Lunge, die Finger und Zehen vergaß er nicht, so daß ein Neger, der ohne Tadel aus den Händen des Mongo hervorging, vor jeder Versicherungs-Gesellschaft als gutes „Leben" hätte gelten können.

Eines Tages sah ich Ormond zu meinem großen Erstaunen einen stämmigen und anscheinend kräftigen Neger als völlig werthlos zurückweisen. Für meine ungeübten Augen bewiesen seine vollen Muskeln und

seine glatte Haut den höchsten Grad kräftiger Gesundheit. Ich erfuhr jedoch, daß er mit auftreibenden Mitteln für den Markt hergerichtet worden war, und daß man ihn mit Pulver und Citronensaft hatte schwitzen lassen, um seiner Haut Glanz zu verleihen. Ormond sagte mir, daß diese Jockeikniffe in Afrika eben so häufig wären, wie unter den Pferdehändlern in christlichen Ländern, und als er mich aufforderte, den Puls des Negers zu befühlen, bemerkte ich sogleich Krankheit oder heftige Aufregung. Nach ein Paar Tagen fand ich den von seinem Besitzer verlassenen Unglücklichen als paralytischen Todtkranken in der Hütte eines Bewohners von Bangalang.

Wenn im Innern ein Sklave seinem Herrn nutzlos wird oder Zeichen abnehmender Gesundheit giebt, so verkauft man ihn schnell an einen Hausirer oder Mäkler. Diese Leute rufen einen mit den Kräutern bekannten Quacksalber zu Hülfe, der es für eine geringe Vergütung über sich nimmt, einen schadhaften Körper zur Anführung von Grünschnäbeln auszubessern. Zuweilen wird der Betrug glücklich durchgeführt, aber erfahrene Sklavenhändler bemerken ihn sogleich an den gelben Augen, der angeschwollenen Zunge und der fieberhaften Haut.

Nach ein Paar weiteren Belehrungen betrachtete mich der Mongo als hinlänglich erfahren im Sklavenhandel, um mir die alleinige Leitung seiner Magazine zu übergeben. Diese Befreiung von den Geschäften

setzte ihn in den Stand, sich mehr als je dem Genuß geistiger Getränke hinzugeben, obgleich ihn das eitle Verlangen, „König" genannt zu werden, noch immer veranlaßte, allen „Landberathungen" beizuwohnen, und — zu seiner Ehre sei es gesagt — seinen Entscheidungen fehlte es nie an Verstand oder Gerechtigkeit.

Nachdem ich mich ein Vierteljahr lang mit dem mannichfaltigen Verkehr in Bangalang und dessen Umgebung beschäftigt hatte, verstand ich die Sprache gut genug, um den Dollmetscher, der einer der zuverlässigsten Agenten des Mongo war, entbehren zu können. Als mein Gefährte eine lange Reise antrat, rieth er mir, mit Unga-golah, dem Cerberus des Harems, Frieden zu schließen, da sie mein vertrautes Verhältniß mit Esther argwöhne und es Ormond ohne Zweifel verrathen würde, wenn ich ihr Schweigen nicht erkaufte.

Ich hatte mich allerdings seit der Nacht der Warnung, wo die schöne Quarterone meine Hütte besuchte, bemüht, die Neigung dieses reizenden Weibes, als einzige Verschönerung meiner Einsamkeit zu gewinnen. In den wilden und rohen Umgebungen in Bangalang war Esther — die Paria — das einzige goldne Glied, welches mich noch an die Menschheit und an die Länder jenseit der Meere zu knüpfen schien. Ich wurde auf jener glühenden Küste nicht durch die Aufregung eines abenteuerlichen Lebens erfüllt, und

mein junges Herz eben so wenig durch Alles überragenden Geiz verführt und verwirrt. In gar vielen Nächten, wo der Thau meine Haut netzte, während ich nach Westen schaute, bebte meine Seele vor den mich umgebenden selbstsüchtigen Jammermenschen zurück, und flog im Traume nach der Heimath, die ich verlassen hatte. Wenn ich wieder zu mir selbst zurückkehrte, — wenn ich mir meines Geschickes in Afrika bewußt wurde, — wenn ich mir eingestand, daß ich, vielleicht thöricht, über mein Schicksal selbst entschieden hatte, dann wand sich mein Geist, wie der Wurm unter dem Fuße, der ihn zertritt, und fand nichts, was für mich im Gefühle der Menschheit erglühte, als dieses unglückliche Weib. Esther war mir so theuer wie eine Schwester, und als ich die Andeutung erhielt, daß ihr Böses zustoßen, oder daß ich sie verlieren könne, eilte ich, die Hand zu entwaffnen, welche allein den Schlag zu führen vermochte. Unga-golah war ein Weib, und ein Strang funkelnder Korallen für ihren Hals beschwichtigte ihren ganzen Haß.

Die Monate, welche ich in Afrika verlebt hatte, ohne krank zu werden, — obschon ich in der Dunkelheit ausging und während der Hitze des Tages badete, ließen mich glauben, daß ich gegen die Malaria fest sei. Endlich benachrichtigte mich jedoch ein heftiger Schmerz in den Lenden und Schwindel, daß mich das afrikanische Fieber in seinen gefährlichen Klauen hielt. Nach zwei Tagen lag ich im Delirium.

Ormond besuchte mich, aber ich erkannte ihn nicht und rief in meiner Raserei den Namen Esthers unter zärtlichen Ausdrücken. Man sagte mir, dies habe die Verwunderung und Eifersucht des Mongo erregt, so daß er die Matrone seines Harems sofort mit einem Strome von Fragen und Scheltworten bestürmte. Aber Unga-golah war treu. Die Perlen hatten ihren Mund versiegelt, so daß sie mit der instinktartigen Schlauheit der Weiber ihrer Farbe, eine Geschichte erfand, die nicht allein den Mongo beruhigte, sondern auch den Glanz des Charakters Esthers noch erhöhte.

Als der leichtgläubige alte Mann sah, daß Unga auf seinen wachsamen Secretair so gut zu sprechen war, übergab er das Magazin wieder ihrer Obhut. Das war das Höchste, was ihr habgieriger Ehrgeiz wünschte, und zum Danke für meine einträgliche Krankheit, ließ sie Esther die Pflegerin an meinem Krankenbett werden.

Da mein Fieber und das Delirium ihren Fortgang nahmen, so wurde ein, wegen seiner Geschicklichkeit berühmter eingeborener Doktor herbeigerufen, der mich nach afrikanischer Art schröpfen ließ, wobei der Rücken und der Bauch mit heißen Messern geritzt und die Wunden dann mit Pisangblättern bedeckt wurden. Die Operation linderte meine Hitze auf ein Paar Stunden, aber da das Fieber mit erhöhter Stärke zurückkehrte, so hielten es meine Wärter für nothwendig, den Mongo auf die mir drohende Gefahr aufmerksam

zu machen. Ormond jedoch, anstatt sich zu beeilen, einem in Noth befindlichen Freund und Diener Hülfe zu leisten, schickte nach einem jungen Manne, Namens Edward Joseph, der früher in seinen Diensten gestanden hatte, jetzt aber für eigne Rechnung in Bangalang etablirt war.

Joseph zeigte sich als guter Samariter. Sobald er es wagen durfte, mich fortschaffen zu lassen, nahm er mich in seine Niederlassung in Kambia auf und engagirte einen zweiten Mandingo-Doktor, an dessen Albernheiten er glaubte. Aber alle Beschwörungen und Zaubermittel des Wilden wollten nichts fruchten, und ich blieb bis zum folgenden Morgen in einem Zustande völliger Mattigkeit und anscheinender Bewußtlosigkeit. Sobald der Tag graute, war meine treue Esther wieder an meiner Seite, und diesmal bestand sie auf einem Versuche mit dem von ihr ausgewählten Mittel, das sie in der Person eines weißköpfigen Weibes, der größten Zauberin auf der Küste, begleitete. Diese machte sich anheischig, gegen einen Lohn von einem vorauszubezahlenden Sklaven, meine Heilung zu verbürgen.

Es war keine Zeit zu verlieren. Der Boden einer kleinen, festverschlossnen Hütte wurde stark erhitzt und dicht mit angefeuchteten Citronenblättern bestreut, über welche man ein Tuch als Lager ausbreitete. Sobald das Bett fertig war, trug man mich in die Hütte, und ließ mich in Decken gehüllt dampfen und schwitzen,

wobei mir meine ärztliche Pflegerin ein halbes Glas eines widerlich schmeckenden, grünen Saftes eingab, den sie aus Kräutern preßte. Dieses Trink- und Schwitzverfahren wurde fünf Tage hinter einander fortgesetzt, und am Ende derselben war mein Fieber verschwunden. Aber meine völlige Wiederherstellung ging nur langsam vor sich. Ich schlich viele Tage lang von Schauern geschüttelt und durch einen unersättlichen Appetit gepeinigt, als nutzloses Skelett umher, bis mir ein französischer Arzt durch den Gebrauch kalter Bäder in den Fieberkrisen meine Gesundheit wieder verschaffte.

Als ich so weit wieder hergestellt war, um mich den Geschäften widmen zu können, forderte mich Mongo John auf, meine Stelle in seinem Etablissement wieder einzunehmen. Ich erfuhr jedoch von Esther, daß Unga-golah während meiner Krankheit in dem Magazin ihre Zeit so gut benutzt hatte, daß es bedeutende Lücken geben müsse, die unzweifelhaft später, wenn die Alte feindselig gegen mich gesinnt werden sollte, auf meine Rechnung gestellt werden könnten. Ich hielt es daher auf alle Fälle für das Beste, die Secretairstelle abzulehnen, und forderte den Mongo auf, mich für die Zeit und Mühe, welche ich ihm gewidmet hatte, zu belohnen. Der träge Wollüstling weigerte sich dessen; wir trennten uns daher mit Kälte und ich stand wieder allein in der Welt.

In den großen abgelegenen Colonien und Nieder-

lassungen der Europäer in Ostindien und Afrika ist der Fremde fast stets ein willkommener Gast bei dem ihm Unbekannten. Ich bedachte mich deshalb nicht im Geringsten, nach dem Hause Josephs zurückzukehren, der, wie ich, Commis Ormond's gewesen war und von den Plünderungen der Matrone zu leiden gehabt hatte.

Mein Wirth war, wie ich hörte, in London von festländischen Eltern geboren und mit dem Gouverneur Turner nach Sierra Leone gekommen. Bei dem Tode oder der Rückkehr dieses Beamten — ich entsinne mich nicht auf das Nähere — blieb der junge Glücksjäger zurück und bekleidete eine Zeitlang den Posten eines Hafenmeisters. Er machte dem Rio Pongo zuerst in der Eigenschaft des Supercargo eines kleinen, mit werthvollen Waaren beladenen Küstenfahrzeuges einen Besuch. Es gelang Joseph, seine Waaren an den Mann zu bringen, aber er war nicht eben so glücklich bei der Eintreibung des Betrages für dieselben. Es war vielleicht eine unverständige Handlung des Supercargo's, daß er seinen Gläubigern nicht mit einem unerfreulichen Abschluß vor die Augen treten wollte, sondern Sierra Leone für immer aufgab und bei Ormond Dienste nahm. In dieser Stellung blieb er ein Jahr, da er sich aber nach Verlauf dieser Zeit für bekannt genug mit dem Handel und der Sprache des Flusses hielt, so sandte er seinen Gläubigern in der englischen Niederlassung Nachricht, daß er sie bald bei

Heller und Pfennig bezahlen könne, wenn sie ihm ein hinreichendes Capital vorstrecken wollten, um den Handel auf eigne Hand zu beginnen. Die Bedingungen wurden von einem reichen Juden angenommen, und nach kurzer Zeit gehörte Edward Joseph zu den reichen Factoreibesitzern des Rio Pongo.

Da ich nichts weiter zu thun hatte, als gesund zu werden und zu reden, so wendete ich meine ganze Zeit auf die gründliche Erlernung der Landessprache. Das Soosoo ist ein Dialekt des Mandingo. Seine fast immer mit Vokalen schließenden Worte machen es eben so weich und musikalisch, wie das Italienische, so daß ich es in kurzer Zeit eben so geläufig redete, wie meine Muttersprache.

Elftes Kapitel.

Der 15. März 1827 war ein wichtiger Tag in meinem Leben. Ich werde ihn nie vergessen, da er den Wendepunkt meines Schicksals bildete. Noch ein Paar Wochen des Müssigganges hätten mich nach Europa oder Amerika zurücktreiben können, aber an diesem Tage entschied das Geschick über meinen Aufenthalt und meine Handlungsweise in Afrika.

Am Morgen des 15. wurde ein Schiff an der Mündung bemerkt, und als es sich der Küste näherte, erkannten die Eingeweihten in demselben bald ein spanisches Sklavenschiff. Aber wie groß war das Erstaunen der Vornehmen am Flusse, als der Capitain landete und es an mich consignirte.

La Fortuna war zum größten Theile das Eigenthum meines alten Freundes, des Krämers in Regla, und die Nachfolgerin des Aerostatico, den sie in Größe, wie in Bequemlichkeit übertraf. Der Capitain war

beauftragt, mir mein Heuergeld für die volle Reise mit dem Fahrzeuge, welches ich verlassen hatte, auszuzahlen, und händigte mir noch außerdem eine Börse mit dreißig Dublonen als Erkenntlichkeit seiner Rheder für meine Vertheidigung ihres Eigenthums in der Schreckensnacht nach unsrer Ankunft ein. Die Fortuna war an mich consignirt, um eine „sortirte Sklavenladung" einzunehmen, zu deren Ankauf sich zweihunderttausend Cigarren und fünfhundert mexikanische Goldunzen an Bord befanden. Meine Commissionsgebühr war auf zehn Prozent festgesetzt und man versprach mir den Befehl über ein Schiff, sobald ich es für gut befinden würde, meine Wohnung an der afrikanischen Küste zu verlassen.

Da ich keine Faktorei oder Sklavenbarracoons besaß und so plötzlich zu der Würde eines „Händlers" erhoben wurde, so hielt ich es für das Beste, sämmtliche Faktoreibesitzer am Ufer des Flußes auf den Schooner zusammenzurufen und ihnen den Vorschlag zu machen, daß sie sich in die Ladung theilen sollten, vorausgesetzt, daß sie sich zur Herbeischaffung der Sklaven binnen dreißig Tagen verbindlich machten. Den Rhedern war Alles an großer Beschleunigung gelegen und ich wollte ihren Wünschen so gern entsprechen, daß ich einwilligte, für jeden Sklaven, der angenommen werden würde, funfzig Dollars zu bezahlen.

Nach einigen Discussionen wurde mein Erbieten angenommen und die Ladung unter die Faktoreibe-

sitzer vertheilt. Sie lehnten es jedoch ab, auch nur den geringsten Theil der Cigarren an Zahlungsstatt anzunehmen und bestanden auf alleiniger Ausgleichung vermittelst des Goldes.

Da dies mein erstes Geschäft war, so sah ich mich einigermaßen in Verlegenheit, wie ich meinen nutzlosen Tabak in gangbare Dublonen verwandeln sollte. In dieser Verlegenheit wendete ich mich an den Engländer Joseph, der bisher nur mit Produkten gehandelt hatte, aber der Versuchung des Goldes nicht widerstehen konnte und einwilligte, einen Theil meiner erforderlichen Ladung Neger zu liefern. Sobald ich Don Edward meine Verlegenheit mittheilte, schlug er vor, die Havana-Cigarren an seinen hebräischen Freund in Sierra Leone zu senden, wo man sie ohne Zweifel gern gegen Manchester'sche Waaren austauschen würde. Noch am nämlichen Abend schickten wir ein Canoe mit den Cigarren nach der englischen Kolonie, und am zehnten Tage darauf erschien der ehrliche Israelit auf einem bis unter das Verdeck mit werthvollen brittischen Fabrikaten beladenen Kutter. Der Bericht von fünfhundert Dublonen hatte seine Ruhe in Sierra Leone gestört! Eine so beträchtliche Menge Gold durfte nicht in den Händen der Eingeborenen bleiben, so lange Manchester und Birmingham noch Vertreter in der Kolonie hatten, und er beeilte sich daher, an der brandenden Küste herbeizukommen, um mir auf das Tausend Cigarren einen Gewinn von

vier Dollars auszuzahlen und sein Glück bei dem Austausche meines Goldes gegen die schwarze Ladung zu versuchen! Dieser Glücksfall setzte mich in den Stand, den Zuschuß auf die Neger zu bezahlen, so wie die Kosten für den Schooner während seines Aufenthaltes im Flusse zu bestreiten. Ich war erstaunlich erfreut und stolz über dieses glückliche Resultat, weil ich von dem Capitain erfuhr, daß die Cigarrensendung ein boshafter Streich war, den der Capitain des Aerostatico dessen Rhedern gespielt hatte, als er hörte, daß ich mit dem Ankaufe einer Ladung auf der Küste beauftragt werden sollte.

Am bestimmten Tage segelte die Fortuna mit zweihundertundzwanzig in ihrem Raume verpackten menschlichen Wesen ab. Ein Vierteljahr später erhielt ich die Nachricht, daß sie zweihundertundsiebzehn derselben wohlbehalten in der Bucht von Matanzas gelandet habe, deren Verkauf einen reinen Gewinn von 41438 Dollars für die Reise ergeben hatte*).

Da ich jetzt ernstlich mit einen Handel beschäftigt bin, der so viele meiner besten Jahre in Anspruch genommen hat, so vermuthe ich, daß der Leser nicht ungern Etwas von meiner Erfahrung über die angeblichen Grausamkeiten dieses Geschäfts vernehmen

*) Da der Leser einen so bedeutenden Gewinn vielleicht nicht glaublich finden wird, so füge ich die Berechnung über die Ausrhedung eines Sklavenschiffes von Havana im Jahre 1827 und den Absch.uß über dessen Reise in Cuba bei:

wird, und die erste Frage, welche auf seine Lippen kommt, ist höchst wahrscheinlich die Bitte um Belehrung über

---

1. Kosten der Ausfahrt.

Ankauf der Fortuna, Schooner von 90 Tonnen	3700 Doll.	—	Cts.
Ausrüstung, Segel, Zimmermanns- und Küper-Rechnung	2500 "	—	"
Provisionen für die Mannschaft und die Sklaven	1115 "	—	"
Lohnvorschuß an 18 Mann vor dem Maste	900 "	—	"
desgl. an den Capitain, die Maaten, den Hochbootsmann, Koch und Bottelier	440 "	—	"
Ladung, 200000 Cigarren und 500 Dublonen	10900 "	—	"
Ausclarirung und Schweigegeld . .	200 "	—	"
	19755 "	—	"
Commissionsgebühr mit 5 Procent .	987 "	—	"
Ganze Kosten der Ausfahrt . .	20742 Doll.	—	Cts.

2. Kosten der Heimfahrt.

Kopfgeld des Capitains à 8 Dollar pr. Kopf	1736 "	—	"
desgl. des Maaten á 4 Dollars . .	873 "	—	"
desgl. des zweiten Maaten und des Hochbootsmannes à 2 Dollars . . .	873 "	—	"
Heuergeld des Capitains	219 "	78	"
desgl. des ersten Maaten	175 "	56	"
desgl. des zweiten Maaten und des Hochbootsmannes	307 "	12	"
desgl. des Kochs und des Botteliers .	274 "	—	"
desgl. für 18 Matrosen	1972 "	—	"
	27172 Doll.	46	Cts.

die Einschiffung der Neger und ihre Behandlung auf der gefürchteten Ueberfahrt.

Jeder afrikanische Faktoreibesitzer von gutem Rufe ist stets bedacht, seine menschliche Fracht mit größter Vorsicht auszuwählen, so daß er nicht allein seinen Auftraggebern athletische Arbeiter liefert, sondern auch jeden Schatten von Krankheit vermeidet, der den Sklaven auf der Reise nach Cuba oder den amerikanischen Festlande verderblich werden könnte. Zwei Tage vor der Einschiffung wird Jedem, Mann oder Weib, der Kopf glatt rasirt, und wenn die Ladung verschiednen Rhedern gehört, dem Neger jedes Einzelnen dessen Zeichen eingebrannt. Dies geschieht ver-

---

3. Kosten in Havana.

Den Regierungsbeamten 8 Dollars pr. Kopf	1736 Doll. — Cts.
Meine Commissionsgebühr auf 217 Sklaven nach Abzug der Kosten .	5565 " — "
Consignationsgebühr	3873 " — "
217 Sklavenanzüge à 2 Dollars . .	634 " — "
Verschiedene kleine Ausgaben . . .	1000 " — "
	39980 Doll. 46 Cts.

4. Ertrag.

Werth des Schiffes bei der Auction	3950 Doll. — Cts.
Erlös für 217 Sklaven	77469 " — "
	81419 Doll. — Cts.

Abschluß.

Ganzer Ertrag	81419 Doll. — Cts.
Ganze Kosten	39980 " 46 "
Reiner Gewinn	41438 Doll. 54 Cts.

mittelst Stücken Silberdraht oder dünner Eisen, welche die Anfangsbuchstaben des Kaufmanns bilden und die man gerade nur so stark erhitzt, daß sie Blasen ziehen, ohne die Haut zu verbrennen. Ist die ganze Ladung das Eigenthum eines einzigen Besitzers, so unterläßt man das Zeichnen stets.

Am bestimmten Tage wird der Barracoon oder die Sklavenhürde durch die reichliche „Fütterung" erheitert, welche die letzten Stunden, die der Neger in seinem Vaterlande verlebt, ausfüllt. Nach Beendigung dieses Festes, werden sie in Canoes an das Schiff gebracht und sobald sie das Verdeck betreten völlig ausgezogen, so daß die Weiber sowohl, als auch die Männer gerade so aus Afrika gehen, wie sie hineingekommen sind — nämlich nackt. Man muß wohl beachten, daß diese Vorsichtsmaßregel unerläßlich ist, da während der Reise die vollkommene Nacktheit das einzige Mittel bietet, um Reinlichkeit und Gesundheit zu sichern. In diesem Zustande werden sie sofort hinuntergeschickt, die Männer in den Raum und die Weiber in die Kajüte, während Knaben und Mädchen bei Tag und bei Nacht auf dem Verdeck bleiben, wo ihr einziger Schutz bei schönem Wetter aus einem Segel und bei schlechtem aus einem getheerten Stück Segeltuch besteht.

Zum Essen werden sie in Tischgesellschaften von zehn Personen getheilt. Vor dreißig Jahren, wo der Sklavenhandel noch erlaubt war, beobachteten die

spanischen Capitaine die religiösen Ceremonien etwas genauer als jetzt, und man hatte die allgemeine Gewohnheit, die Sklaven vor dem Essen ein Gratias und nach demselben ein Dankgebet sprechen zu lassen. Heutzutage ersparen sie sich jedoch diese Förmlichkeit und begnügen sich mit einem „Viva la Habana“ oder „Es lebe Havana“, und einem Händeklatschen.

Hierauf erhält jede Tischgesellschaft einen Kübel voll Seewasser als „Spülglas“, um die Hände darin zu waschen und dann wird ein Brei aus Reis, Mehl, Yamswurzeln oder Bohnen, je nach der Stammesgewohnheit der Neger, vor jede Abtheilung gestellt. Um gieriges Zulangen oder ungleiche Vertheilung der Nahrung zu vermeiden, muß das Verfahren nach den von einem Aufseher gegebenen Zeichen vor sich gehen, dessen Bewegungen angeben, wenn die Schwarzen zugreifen und wenn sie schlucken sollen.

Ein Wächter hat die Aufgabe sofort Anzeige zu machen, wenn ein Sklave nicht essen will, damit erforscht werden könne, ob sein Fasten seinen Grund in Trotz oder Krankheit hat. Es hat zuweilen Neger gegeben, die sich auf dem Sklavenschiffe freiwillig verhungern lassen wollten, so daß, wenn die Wache berichtet, daß sich ein Patient „verstellt“, sein Appetit durch das medicinische Gegenmittel einer neunschwänzigen „Katze“ geschärft wird. Wenn der Sklave jedoch wirklich krank ist, so setzt man ihn sogleich vermittelst einer Glasperle oder eines Knopfes, die man

ihm um den Hals hängt, auf die Krankenliste und schickt ihn in das Lazareth im Vorderkastell.

Diese Mahlzeiten finden täglich zwei Mal Statt, und zwar um zehn Uhr Vormittags und um vier Uhr Nachmittags und werden ebenfalls mit einer Abwaschung beschlossen. Während jeder vierundzwanzig Stunden erhält Jeder drei Mal eine halbe Pinte Wasser. Pfeifen und Tabak circuliren sparsam unter beiden Geschlechtern, aber da man nicht jedem Neger einen besondern Kopf zukommen lassen kann, so schickt man Knaben mit einem angemessenen Vorrathe umher, die jedem Individuum ein Paar Züge erlauben. An bestimmten Tagen — etwa drei Mal die Woche — wird ihnen der Mund sorgfältig mit Weinessig ausgespült, und sie erhalten fast jeden Morgen ein Gläschen Rum als Mittel gegen den Scorbut.

Obschon man es für nöthig hält, die Geschlechter getrennt zu halten, so dürfen sie doch am Tage, so lange sie auf dem Deck sind, ungehindert mit einander sprechen. Körperliche Züchtigungen werden nur auf den Befehl eines Officiers verhängt und dann auch nur, wenn der Schuldige vollkommen begreift, warum es geschieht. Wöchentlich ein Mal kratzt ihnen der Schiffsbarbier das Kinn ohne Hilfe von Seife ab, und am nämlichen Tage werden ihnen die Nägel kurz verschnitten, um bei den nächtlichen Kämpfen, wo der Sklave sich mit seinem Nachbar um jeden Zoll der Planke, an die er gefesselt ist, streitet, Schaden

zu verhüten. Bei schönem Wetter dürfen Männer, Weiber, Mädchen und Knaben am Nachmittag ihre afrikanischen Melodien anstimmen, welche sie stets durch ein extemporirtes Tom-tom auf dem Boden eines Fasses oder eines Blechkessels verschönern.

Diese Andeutungen werden dem Leser zeigen, daß die größtmögliche Sorgfalt für die Gesundheit und Reinlichkeit der Neger während der Reise beobachtet wird, welche sich mit der Sicherheit vereinigen läßt. In jedem gut geleiteten Sklavenschiffe sind der Capitain, die Officiere und die Mannschaft besorgt und wachsam für die Wahrung ihrer Ladung. Es liegt eben so sehr in ihrem persönlichen Interesse, wie in dem der Menschlichkeit, dies zu thun. Der Hochbootsmann macht fortwährend seine Reinigungsrunde und es werden beständig Substanzen in Anwendung gebracht, welche den Krankheitsstoff zerstören. Das obere Deck wird täglich gescheuert und abgespült, das Sklavendeck abgekratzt und mit Steinen abgerieben und um neun Uhr Morgens besichtigt der Capitain jeden Theil seines Schiffes, so daß man außer einem Kriegsschiffe in Bezug auf systematische Ordnung, Reinlichkeit und Zierlichkeit kein Fahrzeug mit einem Sklavenschiffe vergleichen kann. Mir ist nichts davon bekannt, daß jemals das Schiffsfieber, welches zuweilen die Auswanderer aus Europa decimirt, in diesen afrikanischen Sklavenschiffen geherrscht hätte.

Bei Sonnenuntergang wird mit dem Wegstauen

der Sklaven für die Nacht angefangen. Der zweite Maat und der Hochbootsmann steigen in den Raum hinab und ordnen mit der Peitsche zur Hand die Sklaven an ihre bestimmten Plätze, wobei die auf der rechten Seite des Schiffes befindlichen nach vorn sehen und einander im Schooße liegen, während die auf der linken Seite liegenden in gleicher Haltung mit dem Gesicht nach dem Hintertheile des Schiffes zu gelagert sind. Auf diese Weise liegt jeder Neger auf der rechten Seite, was für das Vortheilhafteste gilt, um den Herzschlag nicht zu hindern. Bei der Vertheilung der Plätze wird besondre Rücksicht auf die Größe genommen, indem man die Längsten für die größte Breite des Schiffes auswählt und die Kleineren und Jüngeren in der Nähe der Bugten unterbringt. Wenn die Ladung zahlreich und das Zwischendeck gefüllt ist, so werden die Ueberzähligen auf dem Verdeck vertheilt, das man gut mit Bretern bedeckt, um sie gegen die Nässe zu schützen. Bei dem nächtlichen Wegstauen ist die strengste Disciplin von der größten Wichtigkeit, da sich sonst jeder Neger ausbreiten würde, als ob er ein Passagier wäre.

Um während der Nacht vollkommene Stille und Regelmäßigkeit zu sichern, wird aus je zehn Sklaven Einer als Constabler gewählt und mit einer „Katze“ versehen, um seinen Befehlen während der Wache Nachdruck zu verleihen. Zur Belohnung seiner Dienste die, wie man mir gern glauben darf, bewunderns-

würdig ausgeführt werden, so oft die Peitsche nöthig ist, wird er mit einem alten Hemd oder theerbefleckten Hosen geschmückt. Zuweilen theilt man Holzbündel unter sie aus, aber der Luxus wird nie eher so weit getrieben, als bis man sich von dem gutmüthigen Charakter der Neger überzeugt hat, denn die Sklaven sind oft durch die Macht, sich mit diesen dem Walde entnommenen Kopfkissen zu bewaffnen, zur Meuterei verführt worden.

Viele meiner Leser werden es wahrscheinlich für sehr barbarisch halten, daß man die Sklaven nackt auf einer Planke liegen läßt; aber diese mögen mir erlauben, sie zu benachrichtigen, daß die Eingeborenen Afrikas von dem Gebrauche der Federbetten nichts wissen, und daß sich in ihrem Vaterlande selbst nur die Freien und Reichen den Luxus einer Matte oder ungegerbten Haut erlauben. Bei den Mandingo-Häuptlingen — den fleißigsten und gebildetsten Afrikanern — bestehen die Betten, Sofas und Divans aus Erdhaufen, die mit unzubereiteten Häuten als Kissen bedeckt sind, während Holzklötze als Kopfkissen dienen! Ich bin daher der Meinung, daß es den Sklaven auf der Ueberfahrt sehr geringe Beschwerden verursacht, auf dem Verdeck zu liegen.

Für die Lüftung wird große Sorge getragen. Die Luken und Lichtlöcher jedes Sklavenschiffes sind mit Gittern versehen und Oeffnungen in das Verdeck geschnitten, um eine freiere Circulation der Luft her-

beizuführen. Windsegel führen fortwährend einen beständigen Zug in den Raum, außer während einer Verfolgung, wo natürlicher Weise für den Augenblick jede Bequemlichkeit der Sicherheit aufgeopfert wird. Bei Windstillen oder schwachem und wechselndem Winde, wo die erstickende Luft der Tropengegenden jede Ventilation unmöglich macht, entfernt man stets die Gitter und gestattet einem Theile der Sklaven auf dem Verdeck zu ruhen, wobei die Mannschaft bewaffnet ist, um die Schläfer zu bewachen.

Handfesseln werden an Bord selten in Anwendung gebracht. Es ist allgemein Gebrauch, die Sklaven, so lange sie sich in den Barracoons befinden und während des Einschiffens dadurch zu fesseln, daß man zehn zusammenkettet, aber da diese Kettenglieder zur See höchst unbequem sein würden, so nimmt man ihnen sofort die Handschellen ab und ersetzt sie durch Fußeisen, die sie paarweise an einander schließen. Ketten wendet man nur bei ausgewachsenen Männern an, und Weiber und Knaben entfesselt man sofort nach der Einschiffung. Es geschieht oft, daß männliche Sklaven, deren Betragen es erlaubt, lange vor der Ankunft von allen Banden befreit werden. Auf vielen brasilianischen Sklavenschiffen wendet man gar keine Eisen an, da die Neger von Anjuda, Benin und Angola sanft und nicht wie die östlich vom Cap oder nördlich von der Goldküste wohnenden zur Meuterei geneigt sind. Ja, ein verständiger Sklavenhändler

wendet die Fesseln niemals an, wo er nicht muß, denn je länger ein Sklave gefesselt ist, desto mehr verliert er an Werth, und da sein Zweck einzig darin besteht, eine gesunde Ladung zu landen, so bedingt sein eignes Interesse eben so sehr wie das natürliche Gefühl den sparsamen Gebrauch des Metalls.

Es ist beim Niederschreiben dieser Umstände nicht meine Absicht, die Sklavenhändler oder ihr Geschäft zu lobpreisen, sondern die übertriebenen Erzählungen zu berichtigen, welche seit so langer Zeit über die gewöhnliche Reise eines Sklavenschiffes in Umlauf sind. Ich bin stets der Meinung gewesen, daß der Sache der Menschlichkeit wie jeder andren Sache durch Uebertreibung am wenigsten gedient ist, und wenn die von Engländern gelieferten Berichte wahr sind, so müssen die von ihnen beschriebenen Reisen entweder vor meiner Zeit stattgefunden haben, oder in brittischen Schiffen gemacht worden sein, so lange die Unterthanen ihrer Majestät den Handel noch für gesetzlich hielten.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.

In gleichem Verlage ist erschienen:

„Fritz Stilling"

von

Ph. Galen.

4 Bände. 4½ Thlr.

Die Königl. priv. Berliner (Vossische) Zeitung vom 8. September enthält, nach vorangegangener Besprechung des Romans: „Nach der Fluth" von Bernd von Guseck, 4 Bde., das Nachstehende:

Der zweite Roman in vier Bänden ist der Feder eines Autors entsprungen, den wir nur nennen dürfen, um die lebhafteste Theilnahme der Leser für ihn zu wecken. Es ist Philipp Galen, der Verfasser des Irren von St. James, dieses mit ebenso seltener, als verdienter Gunst aufgenommenen Romans, der uns hier mit einer in vielem Betracht noch werthvolleren Arbeit **„Fritz Stilling"** beschenkt. Das Werk darf nicht ganz von dem Standpunkte des Romans betrachtet werden, da es wesentlich auch den Charakter von Memoiren trägt, Biographisches und Zeitgeschichtliches einmischt. Dicken's Copperfield dürfte dem Verfasser als Muster für die Form vorgeschwebt haben. Was den Inhalt seines Buches anlangt, so ist er ganz selbstständig geblieben. Gleich die ersten Kapitel mit reizender Anspruchlosigkeit geschrieben, fesseln Geist und Herz. In der That wendet sich der Autor mit einer Sicherheit und Feinheit zu dem Gemüth des Lesers, wie Wenige sie ausüben, ohne daß dabei der Geist vernachlässigt würde. — Das heitere Element steht ihm so zu Gebot wie das ernste. Er giebt uns Scenen, z. B. die Humperdink'sche Chirurgen- und Barbier-Anstalt in Amsterdam mit ihren herrlichen Figuren, die uns in der steten Wohlthat des inneren Gelächters

erhalten; dagegen andre von rührender Hoheit, wie z. B. der Tod der Zwillingsbrüder van Hees. Es ist ihm aber die seltene Gabe geworden, uns zumeist durch Schilderung glücklicher Menschen und Zustände zu bewegen; er preßt nirgend Thränen, aber sie werden oft gelockt, auf die wohlthuendste Weise, durch die freudige Herzensbewegung. — Die Schlußbände des Werkes sagen uns nicht ganz so zu, wie die des Anfangs. Wo er auf das Leben selbst fußt, berührt er uns mit sicherster Wirkung. Die Einflechtung vieler bekannten wissenschaftlichen und künstlerischen Persönlichkeiten aus den letzten Jahrzehenden, z. B. die berühmten chirurgischen Veteranen Mursinna und Görcke, die der Künstler Ludwig Devrient, Seydelmann, Maria von Weber, mag für Viele, so wie die Benutzung der Lokalitäten Berlins, ein eignes Interesse erwecken. Uns schien dies die schwächere Seite des Werkes, wenngleich auch hier viel des Guten, ja des Trefflichen sich findet. — Vor allem aber ist der Verfasser zu rühmen, und sein Buch wird sich dadurch in größerer Tragweite Bahn brechen, darüber, wie ernst, klar, würdig er das Wort nimmt in den größten Angelegenheiten des Menschen, in denen der Religion. Wie entschlossen und erfolgreich er die Mißbräuche auf diesem Gebiete, den Trug und Lug bekämpft, der durch Heuchelei, Schlauheit, Dünkel und Herrschsucht gerade jetzt tausende von arglistigen Geweben knüpft, die die Freiheit des Einzelnen, wie die des Geistes im Ganzen, anfeinden, und die der ersten oft gefährlich werden können, wenn sie auch die letztere nur ohnmächtig bedrohen. — Alle Leser des Irren von St. James werden, dies dürfen wir ihnen versprechen, mit erneutem Danke Leser des biographischen Romans Fritz Stilling werden.

L. Rellstab.

Im gleichen Verlage ist im Laufe des Jahres 1854 erschienen:

Amerikanische Bibliothek

62—98. Bd. à ½ Thlr.

und enthält:

Marie de Vernière. Eine Geschichte aus New-Orleans. Von W. Gilmore Simms. 3 Bände. (62—64.)

George Balcombe. Roman. Von Beverly Tucker. (65—68.)

Schloß Woodreve. Erzählung aus dem amerikanischen Leben. Von Mrs. Anna Hanson Dorsey. 4 Bände. (69—72.)

Fort Wayne. Eine Erzählung aus Tennessee. Von F. Randolph Jones. 2 Bände. (73—74.)

Alban. Geschichte eines jungen Puritaners. Von J. V. Huntington. 2 Bände. (75—76.)

Mark Sutherland der Pflanzersohn oder Macht und Grundsätze. Von Emma D. E. Nevitt Southworth. 3 Bände. (77—79.)

Clifton's Fluch oder Sühne und Vergebung. Roman. Von D. E. Nevitt Southworth. 4 Bände. (80—83.)

Queechy. Von Elisabeth Wetherell. 6 Bände. (84—89.)

Im Walde. Eine Erzählung. Von J. V. Huntington. 2 Bände. (90—91.)

Die verlassene Ehefrau. Von Emma D. E. Nevitt Southworth. 5 Bände. (92—96.)

Celio, oder New-York über und unter der Erde. G. G. Foster. 2 Bände. (97—98.)

lassungen der Europäer in Ostindien und Afrika ist der Fremde fast stets ein willkommener Gast bei dem ihm Unbekannten. Ich bedachte mich deshalb nicht im Geringsten, nach dem Hause Josephs zurückzukehren, der, wie ich, Commis Ormond's gewesen war und von den Plünderungen der Matrone zu leiden gehabt hatte.

Mein Wirth war, wie ich hörte, in London von festländischen Eltern geboren und mit dem Gouverneur Turner nach Sierra Leone gekommen. Bei dem Tode oder der Rückkehr dieses Beamten — ich entsinne mich nicht auf das Nähere — blieb der junge Glücksjäger zurück und bekleidete eine Zeitlang den Posten eines Hafenmeisters. Er machte dem Rio Pongo zuerst in der Eigenschaft des Supercargo eines kleinen, mit werthvollen Waaren beladenen Küstenfahrzeuges einen Besuch. Es gelang Joseph, seine Waaren an den Mann zu bringen, aber er war nicht eben so glücklich bei der Eintreibung des Betrages für dieselben. Es war vielleicht eine unverständige Handlung des Supercargo's, daß er seinen Gläubigern nicht mit einem unerfreulichen Abschluß vor die Augen treten wollte, sondern Sierra Leone für immer aufgab und bei Ormond Dienste nahm. In dieser Stellung blieb er ein Jahr, da er sich aber nach Verlauf dieser Zeit für bekannt genug mit dem Handel und der Sprache des Flusses hielt, so sandte er seinen Gläubigern in der englischen Niederlassung Nachricht, daß er sie bald bei

Heller und Pfennig bezahlen könne, wenn sie ihm ein hinreichendes Capital vorstrecken wollten, um den Handel auf eigne Hand zu beginnen. Die Bedingungen wurden von einem reichen Juden angenommen, und nach kurzer Zeit gehörte Edward Joseph zu den reichen Factoreibesitzern des Rio Pongo.

Da ich nichts weiter zu thun hatte, als gesund zu werden und zu reden, so wendete ich meine ganze Zeit auf die gründliche Erlernung der Landessprache. Das Soosoo ist ein Dialekt des Mandingo. Seine fast immer mit Vokalen schließenden Worte machen es eben so weich und musikalisch, wie das Italienische, so daß ich es in kurzer Zeit eben so geläufig redete, wie meine Muttersprache.

Elftes Kapitel.

Der 15. März 1827 war ein wichtiger Tag in meinem Leben. Ich werde ihn nie vergessen, da er den Wendepunkt meines Schicksals bildete. Noch ein Paar Wochen des Müssigganges hätten mich nach Europa oder Amerika zurücktreiben können, aber an diesem Tage entschied das Geschick über meinen Aufenthalt und meine Handlungsweise in Afrika.

Am Morgen des 15. wurde ein Schiff an der Mündung bemerkt, und als es sich der Küste näherte, erkannten die Eingeweihten in demselben bald ein spanisches Sklavenschiff. Aber wie groß war das Erstaunen der Vornehmen am Flusse, als der Capitain landete und es an mich consignirte.

La Fortuna war zum größten Theile das Eigenthum meines alten Freundes, des Krämers in Regla, und die Nachfolgerin des Aerostatico, den sie in Größe, wie in Bequemlichkeit übertraf. Der Capitain war

beauftragt, mir mein Heuergeld für die volle Reise mit dem Fahrzeuge, welches ich verlassen hatte, auszuzahlen, und händigte mir noch außerdem eine Börse mit dreißig Dublonen als Erkenntlichkeit seiner Rheder für meine Vertheidigung ihres Eigenthums in der Schreckensnacht nach unsrer Ankunft ein. Die Fortuna war an mich consignirt, um eine „sortirte Sklavenladung" einzunehmen, zu deren Ankauf sich zweihunderttausend Cigarren und fünfhundert mexikanische Goldunzen an Bord befanden. Meine Commissionsgebühr war auf zehn Prozent festgesetzt und man versprach mir den Befehl über ein Schiff, sobald ich es für gut befinden würde, meine Wohnung an der afrikanischen Küste zu verlassen.

Da ich keine Faktorei oder Sklavenbarracoons besaß und so plötzlich zu der Würde eines „Händlers" erhoben wurde, so hielt ich es für das Beste, sämmtliche Faktoreibesitzer am Ufer des Flußes auf den Schooner zusammenzurufen und ihnen den Vorschlag zu machen, daß sie sich in die Ladung theilen sollten, vorausgesetzt, daß sie sich zur Herbeischaffung der Sklaven binnen dreißig Tagen verbindlich machten. Den Rhedern war Alles an großer Beschleunigung gelegen und ich wollte ihren Wünschen so gern entsprechen, daß ich einwilligte, für jeden Sklaven, der angenommen werden würde, funfzig Dollars zu bezahlen.

Nach einigen Discussionen wurde mein Erbieten angenommen und die Ladung unter die Faktoreibe-

sitzer vertheilt. Sie lehnten es jedoch ab, auch nur den geringsten Theil der Cigarren an Zahlungsstatt anzunehmen und bestanden auf alleiniger Ausgleichung vermittelst des Goldes.

Da dies mein erstes Geschäft war, so sah ich mich einigermaßen in Verlegenheit, wie ich meinen nutzlosen Tabak in gangbare Dublonen verwandeln sollte. In dieser Verlegenheit wendete ich mich an den Engländer Joseph, der bisher nur mit Produkten gehandelt hatte, aber der Versuchung des Goldes nicht widerstehen konnte und einwilligte, einen Theil meiner erforderlichen Ladung Neger zu liefern. Sobald ich Don Edward meine Verlegenheit mittheilte, schlug er vor, die Havana-Cigarren an seinen hebräischen Freund in Sierra Leone zu senden, wo man sie ohne Zweifel gern gegen Manchester'sche Waaren austauschen würde. Noch am nämlichen Abend schickten wir ein Canoe mit den Cigarren nach der englischen Kolonie, und am zehnten Tage darauf erschien der ehrliche Israelit auf einem bis unter das Verdeck mit werthvollen brittischen Fabrikaten beladenen Kutter. Der Bericht von fünfhundert Dublonen hatte seine Ruhe in Sierra Leone gestört! Eine so beträchtliche Menge Gold durfte nicht in den Händen der Eingeborenen bleiben, so lange Manchester und Birmingham noch Vertreter in der Kolonie hatten, und er beeilte sich daher, an der brandenden Küste herbeizukommen, um mir auf das Tausend Cigarren einen Gewinn von

vier Dollars auszuzahlen und sein Glück bei dem Austausche meines Goldes gegen die schwarze Ladung zu versuchen! Dieser Glücksfall setzte mich in den Stand, den Zuschuß auf die Neger zu bezahlen, so wie die Kosten für den Schooner während seines Aufenthaltes im Flusse zu bestreiten. Ich war erstaunlich erfreut und stolz über dieses glückliche Resultat, weil ich von dem Capitain erfuhr, daß die Cigarrensendung ein boshafter Streich war, den der Capitain des Aerostatico dessen Rhedern gespielt hatte, als er hörte, daß ich mit dem Ankaufe einer Ladung auf der Küste beauftragt werden sollte.

Am bestimmten Tage segelte die Fortuna mit zweihundertundzwanzig in ihrem Raume verpackten menschlichen Wesen ab. Ein Vierteljahr später erhielt ich die Nachricht, daß sie zweihundertundsiebzehn derselben wohlbehalten in der Bucht von Matanzas gelandet habe, deren Verkauf einen reinen Gewinn von **41438** Dollars für die Reise ergeben hatte*).

Da ich jetzt ernstlich mit einen Handel beschäftigt bin, der so viele meiner besten Jahre in Anspruch genommen hat, so vermuthe ich, daß der Leser nicht ungern Etwas von meiner Erfahrung über die angeblichen Grausamkeiten dieses Geschäfts vernehmen

*) Da der Leser einen so bedeutenden Gewinn vielleicht nicht glaublich finden wird, so füge ich die Berechnung über die Ausrhedung eines Sklavenschiffes von Havana im Jahre 1827 und den Abschluß über dessen Reise in Cuba bei:

wird, und die erste Frage, welche auf seine Lippen kommt, ist höchst wahrscheinlich die Bitte um Belehrung über

---

1. Kosten der Ausfahrt.

Ankauf der Fortuna, Schooner von 90 Tonnen	3700 Doll.	—	Cts.
Ausrüstung, Segel, Zimmermanns= und Küper=Rechnung	2500 =	—	=
Provisionen für die Mannschaft und die Sklaven	1115 =	—	=
Lohnvorschuß an 18 Mann vor dem Maste	900 =	—	=
desgl. an den Capitain, die Maaten, den Hochbootsmann, Koch und Bottelier	440 =	—	=
Ladung, 200000 Cigarren und 500 Dublonen	10900 =	—	=
Ausclarirung und Schweigegeld . .	200 =	—	=
	19755 =	—	=
Commissionsgebühr mit 5 Procent .	987 =	—	=
Ganze Kosten der Ausfahrt . .	20742 Doll.	—	Cts.

2. Kosten der Heimfahrt.

Kopfgeld des Capitains à 8 Dollar pr. Kopf	1736 =	—	=
desgl des Maaten á 4 Dollars . .	873 =	—	=
desgl. des zweiten Maaten und des Hochbootsmannes à 2 Dollars . . .	873 =	—	=
Heuergeld des Capitains	219 =	78	=
desgl. des ersten Maaten	175 =	56	=
desgl. des zweiten Maaten und des Hochbootsmannes	307 =	12	=
desgl. des Kochs und des Botteliers .	274 =	—	=
desgl. für 18 Matrosen	1972 =	—	=
	27172 Doll.	46	Cts.

die Einschiffung der Neger und ihre Behandlung auf der gefürchteten Ueberfahrt.

Jeder afrikanische Faktoreibesitzer von gutem Rufe ist stets bedacht, seine menschliche Fracht mit größter Vorsicht auszuwählen, so daß er nicht allein seinen Auftraggebern athletische Arbeiter liefert, sondern auch jeden Schatten von Krankheit vermeidet, der den Sklaven auf der Reise nach Cuba oder den amerikanischen Festlande verderblich werden könnte. Zwei Tage vor der Einschiffung wird Jedem, Mann oder Weib, der Kopf glatt rasirt, und wenn die Ladung verschiednen Rhedern gehört, dem Neger jedes Einzelnen dessen Zeichen eingebrannt. Dies geschieht ver-

---

3. Kosten in Havana.

Den Regierungsbeamten 8 Dollars pr. Kopf	1736 Doll. — Cts.
Meine Commissionsgebühr auf 217 Sklaven nach Abzug der Kosten .	5565 „ — „
Consignationsgebühr	3873 „ — „
217 Sklavenanzüge à 2 Dollars . .	634 „ — „
Verschiedene kleine Ausgaben . . .	1000 „ — „
	39980 Doll. 46 Cts.

4. Ertrag.

Werth des Schiffes bei der Auction	3950 Doll. — Cts.
Erlös für 217 Sklaven	77469 „ — „
	81419 Doll. — Cts.

Abschluß.

Ganzer Ertrag	81419 Doll. — Cts.
Ganze Kosten	39980 „ 46 „
Reiner Gewinn	41438 Doll. 54 Cts.

mittelst Stücken Silberdraht oder dünner Eisen, welche die Anfangsbuchstaben des Kaufmanns bilden und die man gerade nur so stark erhitzt, daß sie Blasen ziehen, ohne die Haut zu verbrennen. Ist die ganze Ladung das Eigenthum eines einzigen Besitzers, so unterläßt man das Zeichnen stets.

Am bestimmten Tage wird der Barracoon oder die Sklavenhürde durch die reichliche „Fütterung" erheitert, welche die letzten Stunden, die der Neger in seinem Vaterlande verlebt, ausfüllt. Nach Beendigung dieses Festes, werden sie in Canoes an das Schiff gebracht und sobald sie das Verdeck betreten völlig ausgezogen, so daß die Weiber sowohl, als auch die Männer gerade so aus Afrika gehen, wie sie hineingekommen sind — nämlich nackt. Man muß wohl beachten, daß diese Vorsichtsmaßregel unerläßlich ist, da während der Reise die vollkommene Nacktheit das einzige Mittel bietet, um Reinlichkeit und Gesundheit zu sichern. In diesem Zustande werden sie sofort hinuntergeschickt, die Männer in den Raum und die Weiber in die Kajüte, während Knaben und Mädchen bei Tag und bei Nacht auf dem Verdeck bleiben, wo ihr einziger Schutz bei schönem Wetter aus einem Segel und bei schlechtem aus einem getheerten Stück Segeltuch besteht.

Zum Essen werden sie in Tischgesellschaften von zehn Personen getheilt. Vor dreißig Jahren, wo der Sklavenhandel noch erlaubt war, beobachteten die

spanischen Capitaine die religiösen Ceremonien etwas genauer als jetzt, und man hatte die allgemeine Gewohnheit, die Sklaven vor dem Essen ein Gratias und nach demselben ein Dankgebet sprechen zu lassen. Heutzutage ersparen sie sich jedoch diese Förmlichkeit und begnügen sich mit einem „Viva la Habana“ oder „Es lebe Havana“, und einem Händeklatschen.

Hierauf erhält jede Tischgesellschaft einen Kübel voll Seewasser als „Spülglas“, um die Hände darin zu waschen und dann wird ein Brei aus Reis, Mehl, Yamswurzeln oder Bohnen, je nach der Stammesgewohnheit der Neger, vor jede Abtheilung gestellt. Um gieriges Zulangen oder ungleiche Vertheilung der Nahrung zu vermeiden, muß das Verfahren nach den von einem Aufseher gegebenen Zeichen vor sich gehen, dessen Bewegungen angeben, wenn die Schwarzen zugreifen und wenn sie schlucken sollen.

Ein Wächter hat die Aufgabe sofort Anzeige zu machen, wenn ein Sklave nicht essen will, damit erforscht werden könne, ob sein Fasten seinen Grund in Trotz oder Krankheit hat. Es hat zuweilen Neger gegeben, die sich auf dem Sklavenschiffe freiwillig verhungern lassen wollten, so daß, wenn die Wache berichtet, daß sich ein Patient „verstellt“, sein Appetit durch das medicinische Gegenmittel einer neunschwänzigen „Katze“ geschärft wird. Wenn der Sklave jedoch wirklich krank ist, so setzt man ihn sogleich vermittelst einer Glasperle oder eines Knopfes, die man

ihm um den Hals hängt, auf die Krankenliste und schickt ihn in das Lazareth im Vorderkastell.

Diese Mahlzeiten finden täglich zwei Mal Statt, und zwar um zehn Uhr Vormittags und um vier Uhr Nachmittags und werden ebenfalls mit einer Abwaschung beschlossen. Während jeder vierundzwanzig Stunden erhält Jeder drei Mal eine halbe Pinte Wasser. Pfeifen und Tabak circuliren sparsam unter beiden Geschlechtern, aber da man nicht jedem Neger einen besondern Kopf zukommen lassen kann, so schickt man Knaben mit einem angemessenen Vorrathe umher, die jedem Individuum ein Paar Züge erlauben. An bestimmten Tagen — etwa drei Mal die Woche — wird ihnen der Mund sorgfältig mit Weinessig ausgespült, und sie erhalten fast jeden Morgen ein Gläschen Rum als Mittel gegen den Scorbut.

Obschon man es für nöthig hält, die Geschlechter getrennt zu halten, so dürfen sie doch am Tage, so lange sie auf dem Deck sind, ungehindert mit einander sprechen. Körperliche Züchtigungen werden nur auf den Befehl eines Officiers verhängt und dann auch nur, wenn der Schuldige vollkommen begreift, warum es geschieht. Wöchentlich ein Mal kratzt ihnen der Schiffsbarbier das Kinn ohne Hilfe von Seife ab, und am nämlichen Tage werden ihnen die Nägel kurz verschnitten, um bei den nächtlichen Kämpfen, wo der Sklave sich mit seinem Nachbar um jeden Zoll der Planke, an die er gefesselt ist, streitet, Schaden

zu verhüten. Bei schönem Wetter dürfen Männer, Weiber, Mädchen und Knaben am Nachmittag ihre afrikanischen Melodien anstimmen, welche sie stets durch ein extemporirtes Tom-tom auf dem Boden eines Fasses oder eines Blechkessels verschönern.

Diese Andeutungen werden dem Leser zeigen, daß die größtmögliche Sorgfalt für die Gesundheit und Reinlichkeit der Neger während der Reise beobachtet wird, welche sich mit der Sicherheit vereinigen läßt. In jedem gut geleiteten Sklavenschiffe sind der Capitain, die Officiere und die Mannschaft besorgt und wachsam für die Wahrung ihrer Ladung. Es liegt eben so sehr in ihrem persönlichen Interesse, wie in dem der Menschlichkeit, dies zu thun. Der Hochbootsmann macht fortwährend seine Reinigungsrunde und es werden beständig Substanzen in Anwendung gebracht, welche den Krankheitsstoff zerstören. Das obere Deck wird täglich gescheuert und abgespült, das Sklavendeck abgekratzt und mit Steinen abgerieben und um neun Uhr Morgens besichtigt der Capitain jeden Theil seines Schiffes, so daß man außer einem Kriegsschiffe in Bezug auf systematische Ordnung, Reinlichkeit und Zierlichkeit kein Fahrzeug mit einem Sklavenschiffe vergleichen kann. Mir ist nichts davon bekannt, daß jemals das Schiffsfieber, welches zuweilen die Auswanderer aus Europa decimirt, in diesen afrikanischen Sklavenschiffen geherrscht hätte.

Bei Sonnenuntergang wird mit dem Wegstauen

der Sklaven für die Nacht angefangen. Der zweite Maat und der Hochbootsmann steigen in den Raum hinab und ordnen mit der Peitsche zur Hand die Sklaven an ihre bestimmten Plätze, wobei die auf der rechten Seite des Schiffes befindlichen nach vorn sehen und einander im Schooße liegen, während die auf der linken Seite liegenden in gleicher Haltung mit dem Gesicht nach dem Hintertheile des Schiffes zu gelagert sind. Auf diese Weise liegt jeder Neger auf der rechten Seite, was für das Vortheilhafteste gilt, um den Herzschlag nicht zu hindern. Bei der Vertheilung der Plätze wird besondre Rücksicht auf die Größe genommen, indem man die Längsten für die größte Breite des Schiffes auswählt und die Kleineren und Jüngeren in der Nähe der Bugten unterbringt. Wenn die Ladung zahlreich und das Zwischendeck gefüllt ist, so werden die Ueberzähligen auf dem Verdeck vertheilt, das man gut mit Bretern bedeckt, um sie gegen die Nässe zu schützen. Bei dem nächtlichen Wegstauen ist die strengste Disciplin von der größten Wichtigkeit, da sich sonst jeder Neger ausbreiten würde, als ob er ein Passagier wäre.

Um während der Nacht vollkommene Stille und Regelmäßigkeit zu sichern, wird aus je zehn Sklaven Einer als Constabler gewählt und mit einer „Katze“ versehen, um seinen Befehlen während der Wache Nachdruck zu verleihen. Zur Belohnung seiner Dienste die, wie man mir gern glauben darf, bewunderns-

würdig ausgeführt werden, so oft die Peitsche nöthig ist, wird er mit einem alten Hemd oder theerbefleckten Hosen geschmückt. Zuweilen theilt man Holzbündel unter sie aus, aber der Luxus wird nie eher so weit getrieben, als bis man sich von dem gutmüthigen Charakter der Neger überzeugt hat, denn die Sklaven sind oft durch die Macht, sich mit diesen dem Walde entnommenen Kopfkissen zu bewaffnen, zur Meuterei verführt worden.

Viele meiner Leser werden es wahrscheinlich für sehr barbarisch halten, daß man die Sklaven nackt auf einer Planke liegen läßt; aber diese mögen mir erlauben, sie zu benachrichtigen, daß die Eingeborenen Afrikas von dem Gebrauche der Federbetten nichts wissen, und daß sich in ihrem Vaterlande selbst nur die Freien und Reichen den Luxus einer Matte oder ungegerbten Haut erlauben. Bei den Mandingo-Häuptlingen — den fleißigsten und gebildetsten Afrikanern — bestehen die Betten, Sofas und Divans aus Erdhaufen, die mit unzubereiteten Häuten als Kissen bedeckt sind, während Holzklötze als Kopfkissen dienen! Ich bin daher der Meinung, daß es den Sklaven auf der Ueberfahrt sehr geringe Beschwerden verursacht, auf dem Verdeck zu liegen.

Für die Lüftung wird große Sorge getragen. Die Luken und Lichtlöcher jedes Sklavenschiffes sind mit Gittern versehen und Oeffnungen in das Verdeck geschnitten, um eine freiere Circulation der Luft her-

beizuführen. Windsegel führen fortwährend einen beständigen Zug in den Raum, außer während einer Verfolgung, wo natürlicher Weise für den Augenblick jede Bequemlichkeit der Sicherheit aufgeopfert wird. Bei Windstillen oder schwachem und wechselndem Winde, wo die erstickende Luft der Tropengegenden jede Ventilation unmöglich macht, entfernt man stets die Gitter und gestattet einem Theile der Sklaven auf dem Verdeck zu ruhen, wobei die Mannschaft bewaffnet ist, um die Schläfer zu bewachen.

Handfesseln werden an Bord selten in Anwendung gebracht. Es ist allgemein Gebrauch, die Sklaven, so lange sie sich in den Barracoons befinden und während des Einschiffens dadurch zu fesseln, daß man zehn zusammenkettet, aber da diese Kettenglieder zur See höchst unbequem sein würden, so nimmt man ihnen sofort die Handschellen ab und ersetzt sie durch Fußeisen, die sie paarweise an einander schließen. Ketten wendet man nur bei ausgewachsenen Männern an, und Weiber und Knaben entfesselt man sofort nach der Einschiffung. Es geschieht oft, daß männliche Sklaven, deren Betragen es erlaubt, lange vor der Ankunft von allen Banden befreit werden. Auf vielen brasilianischen Sklavenschiffen wendet man gar keine Eisen an, da die Neger von Anjuda, Benin und Angola sanft und nicht wie die östlich vom Cap oder nördlich von der Goldküste wohnenden zur Meuterei geneigt sind. Ja, ein verständiger Sklavenhändler

wendet die Fesseln niemals an, wo er nicht muß, denn je länger ein Sklave gefesselt ist, desto mehr verliert er an Werth, und da sein Zweck einzig darin besteht, eine gesunde Ladung zu landen, so bedingt sein eignes Interesse eben so sehr wie das natürliche Gefühl den sparsamen Gebrauch des Metalls.

Es ist beim Niederschreiben dieser Umstände nicht meine Absicht, die Sklavenhändler oder ihr Geschäft zu lobpreisen, sondern die übertriebenen Erzählungen zu berichtigen, welche seit so langer Zeit über die gewöhnliche Reise eines Sklavenschiffes in Umlauf sind. Ich bin stets der Meinung gewesen, daß der Sache der Menschlichkeit wie jeder andren Sache durch Uebertreibung am wenigsten gedient ist, und wenn die von Engländern gelieferten Berichte wahr sind, so müssen die von ihnen beschriebenen Reisen entweder vor meiner Zeit stattgefunden haben, oder in brittischen Schiffen gemacht worden sein, so lange die Unterthanen ihrer Majestät den Handel noch für gesetzlich hielten.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.

In gleichem Verlage ist erschienen:

„Fritz Stilling"

von

Ph. Galen.

4 Bände. 4½ Thlr.

Die Königl. priv. Berliner (Vossische) Zeitung vom 8. September enthält, nach vorangegangener Besprechung des Romans: „Nach der Fluth" von Bernd von Guseck, 4 Bde., das Nachstehende:

Der zweite Roman in vier Bänden ist der Feder eines Autors entsprungen, den wir nur nennen dürfen, um die lebhafteste Theilnahme der Leser für ihn zu wecken. Es ist Philipp Galen, der Verfasser des Irren von St. James, dieses mit ebenso seltener, als verdienter Gunst aufgenommenen Romans, der uns hier mit einer in vielem Betracht noch werthvolleren Arbeit **„Fritz Stilling"** beschenkt. Das Werk darf nicht ganz von dem Standpunkte des Romans betrachtet werden, da es wesentlich auch den Charakter von Memoiren trägt, Biographisches und Zeitgeschichtliches einmischt. Dicken's Copperfield dürfte dem Verfasser als Muster für die Form vorgeschwebt haben. Was den Inhalt seines Buches anlangt, so ist er ganz selbstständig geblieben. Gleich die ersten Kapitel mit reizender Anspruchlosigkeit geschrieben, fesseln Geist und Herz. In der That wendet sich der Autor mit einer Sicherheit und Feinheit zu dem Gemüth des Lesers, wie Wenige sie ausüben, ohne daß dabei der Geist vernachlässigt würde. — Das heitere Element steht ihm so zu Gebot wie das ernste. Er giebt uns Scenen, z. B. die Humperdink'sche Chirurgen- und Barbier-Anstalt in Amsterdam mit ihren herrlichen Figuren, die uns in der steten Wohlthat des inneren Gelächters

erhalten; dagegen andre von rührender Hoheit, wie z. B. der Tod der Zwillingsbrüder van Hees. Es ist ihm aber die seltene Gabe geworden, uns zumeist durch Schilderung glücklicher Menschen und Zustände zu bewegen; er preßt nirgend Thränen, aber sie werden oft gelockt, auf die wohlthuendste Weise, durch die freudige Herzensbewegung. — Die Schlußbände des Werkes sagen uns nicht ganz so zu, wie die des Anfangs. Wo er auf das Leben selbst fußt, berührt er uns mit sicherster Wirkung. Die Einflechtung vieler bekannten wissenschaftlichen und künstlerischen Persönlichkeiten aus den letzten Jahrzehenden, z. B. die berühmten chirurgischen Veteranen Mursinna und Görcke, die der Künstler Ludwig Devrient, Seydelmann, Maria von Weber, mag für Viele, so wie die Benutzung der Lokalitäten Berlins, ein eignes Interesse erwecken. Uns schien dies die schwächere Seite des Werkes, wenngleich auch hier viel des Guten, ja des Trefflichen sich findet. — Vor allem aber ist der Verfasser zu rühmen, und sein Buch wird sich dadurch in größerer Tragweite Bahn brechen, darüber, wie ernst, klar, würdig er das Wort nimmt in den größten Angelegenheiten des Menschen, in denen der Religion. Wie entschlossen und erfolgreich er die Mißbräuche auf diesem Gebiete, den Trug und Lug bekämpft, der durch Heuchelei, Schlauheit, Dünkel und Herrschsucht gerade jetzt tausende von arglistigen Geweben knüpft, die die Freiheit des Einzelnen, wie die des Geistes im Ganzen, anfeinden, und die der ersten oft gefährlich werden können, wenn sie auch die letztere nur ohnmächtig bedrohen. — Alle Leser des Irren von St. James werden, dies dürfen wir ihnen versprechen, mit erneutem Danke Leser des biographischen Romans Fritz Stilling werden.

L. Rellstab.

Im gleichen Verlage ist im Laufe des Jahres 1854 erschienen:

Amerikanische Bibliothek

62—98. Bd. à ½ Thlr.

und enthält:

Marie de Bernière. Eine Geschichte aus New-Orleans. Von W. Gilmore Simms. 3 Bände. (62—64.)

George Balcombe. Roman. Von Beverly Tucker. (65—68.)

Schloß Woodreve. Erzählung aus dem amerikanischen Leben. Von Mrs. Anna Hanson Dorsey. 4 Bände. (69—72.)

Fort Wayne. Eine Erzählung aus Tennessee. Von F. Randolph Jones. 2 Bände. (73—74.)

Alban. Geschichte eines jungen Puritaners. Von J. V. Huntington. 2 Bände. (75—76.)

Mark Sutherland der Pflanzersohn oder Macht und Grundsätze. Von Emma D. E. Nevitt Southworth. 3 Bände. (77—79.)

Clifton's Fluch oder Sühne und Vergebung. Roman. Von D. E. Nevitt Southworth. 4 Bände. (80—83.)

Queechy. Von Elisabeth Wetherell. 6 Bände. (84—89.)

Im Walde. Eine Erzählung. Von J. V. Huntington. 2 Bände. (90—91.)

Die verlassene Ehefrau. Von Emma D. E. Nevitt Southworth. 5 Bände. (92—96.)

Celio, oder New-York über und unter der Erde. G. G. Foster. 2 Bände. (97—98.)

Im gleichen Verlage ist im Laufe des Jahres 1854 u. 1855 erschienen:

Amerikanische Bibliothek

99—133. Bd. à ½ Thlr.

und enthält:

Ausgewählte Werke. Von Edgar Allan Poe. 3. Band. (99.)

Schwert und Spindel. Eine Geschichte aus dem Süden. Von W. G. Simms. 5 Bände. (100—104.)

Geschichten von der **Süd-Grenze.** Von C. W. Webber. 2—4. Band. (105—107.)

Der Laternenwärter. Aus dem Englischen übersetzt. Von W. E. Drugulin. 4 Bände. (108—111.)

Jäger und Naturforscher. Scenen aus Wald und Prairie. Von C. W. Webber. 3 Bände. (112—114.)

Erinnerungen aus Texas. Wahrheit und Dichtung. Von Georg Willrich. 3 Bände. (115—117.)

Julie Warren oder Glanz und Elend. Von Mrs. Anna S. Stephens. 4 Bände. (118—121.)

Legenden des Westens. Amerikanisches Original. Von James Hall. 4 Bände. (122—124. u. 126.)

Robin Day oder das Leben eines Unglücksvogels. Von Dr. Bird. 4 Bände. (125. u. 127—129.)

Barnum's Leben. Von ihm selbst geschildert. Deutsch von W. E. Drugulin. 4 Bände. (130—133.)



Im gleichen Verlage ist im Laufe des Jahres 1854 u. 1855 erschienen:

Amerikanische Bibliothek

99—133. Bd. à ½ Thlr.

und enthält:

Ausgewählte Werke. Von Edgar Allan Poe. 3. Band. (99.)

Schwert und Spindel. Eine Geschichte aus dem Süden. Von W. G. Simms. 5 Bände. (100—104.)

Geschichten von der **Süd-Grenze.** Von C. W. Webber. 2—4. Band. (105—107.)

Der Laternenwärter. Aus dem Englischen übersetzt. Von W. E. Drugulin. 4 Bände. (108—111.)

Jäger und Naturforscher. Scenen aus Wald und Prairie. Von C. W. Webber. 3 Bände. (112—114.)

Erinnerungen aus Texas. Wahrheit und Dichtung. Von Georg Willrich. 3 Bände. (115—117.)

Julie Warren oder Glanz und Elend. Von Mrs. Anna S. Stephens. 4 Bände. (118—121.)

Legenden des Westens. Amerikanisches Original. Von James Hall. 4 Bände. (122—124. u. 126.)

Robin Day oder das Leben eines Unglücksvogels. Von Dr. Bird. 4 Bände. (125. u. 127—129.)

Barnum's Leben. Von ihm selbst geschildert. Deutsch von W. E. Drugulin. 4 Bände. (130—133.)

Im gleichen Verlage ist im Laufe des Jahres 1854 u. 1855 erschienen:

Amerikanische Bibliothek

99—133. Bd. à ½ Thlr.

und enthält:

Ausgewählte Werke. Von Edgar Allan Poe. 3. Band. (99.)

Schwert und Spindel. Eine Geschichte aus dem Süden. Von W. G. Simms. 5 Bände. (100—104.)

Geschichten von der **Süd-Grenze.** Von C. W. Webber. 2—4. Band. (105—107.)

Der Laternenwärter. Aus dem Englischen übersetzt. Von W. E. Drugulin. 4 Bände. (108—111.)

Jäger und Naturforscher. Scenen aus Wald und Prairie. Von C. W. Webber. 3 Bände.. (112—114.)

Erinnerungen aus Texas. Wahrheit und Dichtung. Von Georg Willrich. 3 Bände. (115—117.)

Julie Warren oder Glanz und Elend. Von Mrs. Anna S. Stephens. 4 Bände. (118—121.)

Legenden des Westens. Amerikanisches Original. Von James Hall. 4 Bände. (122—124. u. 126.)

Robin Day oder das Leben eines Unglücksvogels. Von Dr. Bird. 4 Bände. (125. u. 127—129.)

Barnum's Leben. Von ihm selbst geschildert. Deutsch von W. E. Drugulin. 4 Bände. (130—133.)

Mayer, Brantz

Capitain Canot oder Zwanzig Jahre aus dem Leben eines afrikanischen Sklavenhändlers von Brantz Mayer Aus dem Englischen von W. E. Drugulin

Bd.: 1

Leipzig 1855